# welt bewegt

MÄRZ – MAI 2020 C 51 78

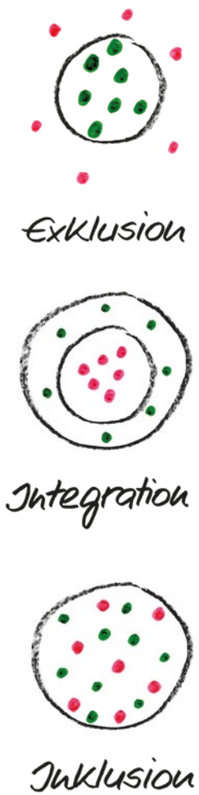
## Inklusion
## Es ist normal, verschieden zu sein

ZENTRUM FÜR
MISSION UND ÖKUMENE
Nordkirche weltweit

# Was genau heißt Inklusion?

Inklusion ist ein Begriff, der in aller Munde ist. In immer mehr Schulen und Bildungseinrichtungen wird heute inklusiv unterrichtet. Doch wie zeigt sie sich im gesellschaftlichen Miteinander?

*„Inklusion ist nicht nur eine gute Idee, sondern ein Menschenrecht. Inklusion bedeutet, dass kein Mensch ausgeschlossen, ausgegrenzt oder an den Rand gedrängt werden darf. Als Menschenrecht ist Inklusion unmittelbar verknüpft mit den Ansprüchen auf Freiheit, Gleichheit und Solidarität. Damit ist Inklusion sowohl ein eigenständiges Recht, als auch ein wichtiges Prinzip, ohne dessen Anwendung die Durchsetzung der Menschenrechte unvollständig bleibt.“* (Deutsches Institut für Menschenrechte).




Jeder Mensch hat das Recht auf gesellschaftliche Teilhabe und individuelle Entwicklung, unabhängig von ethnisch-kultureller Zugehörigkeit, Gender, sexueller Orientierung und Religion. Dieses Recht kann nur umgesetzt werden, wenn die gesamte Gesellschaft bereit ist, sich auf den Prozess der Inklusion einzulassen und entsprechende Strukturen zu schaffen – im Kleinen wie im Großen. Inklusion geht alle etwas an – und sie ist ein Prozess. So sind Veränderungen in den Strukturen, aber auch in den Haltungen und Einstellungen aller Menschen notwendig. Das braucht Zeit. Zum einen betont Inklusion die Gleichheit der Menschen, zugleich berücksichtigt der Begriff die Verschiedenheit von Menschen. Inklusion heißt Gemeinsamkeit von Anfang an. Sie beendet das aufwendige Wechselspiel von Exklusion (= ausgrenzen) und Integration (= wieder hereinholen).

Quelle: Cornelsen

Fotos: C. Plautz (1), G. Marziou (1), C. Wenn (1), shutterstock (1), D. Schneider (1), D. Bakine (1), Amity Foundation (1), D. Stanley (1), Wikimedia (1), www.adpic.de (5)

# Aus dem Inhalt


## Kirche aller für alle werden
4 Inklusion ist eine Bereicherung, nicht nur für die Gesellschaft, auch für die Kirche, so *Katharina Peetz*.

## Ein Stadtteil für alle
8 Menschen mit und ohne Behinderung waren in Hamburg von Beginn an bei der Planung eines Stadtteils beteiligt. Ein Experiment der Zukunft?

## Inklusion braucht Experimentierfreude
12 Sie ist überall möglich. Kirchen könnten Inklusionsagenten sein, so *Rainer Schmidt*, Pastor und Paralympicssieger.

## Dem behinderten Gott begegnen
16 Die US-Theologin *Nancy L. Eiesland* hat eine Befreiungstheologie der Behinderung entwickelt.

## „Das Beste: direkt Fragen stellen“
18 *Tim Melchert* hat sein Abitur an der Schule für Sehbehinderte gemacht und schildert seine Erfahrungen.

## Inklusive Schulen sind eine Chance
20 Hier rückt die Vielfalt in den Mittelpunkt. Für Schulen eine Gelegenheit Normen zu überdenken.

## Musik machen, ohne Barrieren
20 In Jerusalem gibt es ein einzigartiges musiktherapeutisches Angebot für Menschen mit Multipler Sklerose.

## Selbstverständliches Zusammenleben
25 An vielen Orten Indiens wird Inklusion einfach gelebt, wie in den Anganwadi-Zentren, erfuhr *Dietrich Schneider.*

## Wantok und Nächstenliebe
28 Für *Maiyupe Par* ist das kirchliche „Disability Program“ in Papua-Neuguinea ein erster Schritt.

## Wahres Wesen der Gemeinschaft
30 Auf den Philippinen wird der Ruf nach Inklusion lauter. Dafür braucht es radikale Veränderungen, so *Niza J. Santiago*.

## Kreativer Schub für mehr Inklusion
32 In China setzt sich besonders die Amity Foundation für Menschen mit Behinderungen ein, weiß *Isabel Friemann*.

## Verantwortung für den Frieden
36 Mit internationalen Gästen des *Zentrums für Mission und Ökumene:* Hamburg feiert 10-jährige Partnerschaft mit Dar es Salaam.


# Editorial

Lieber Leser*in,

Inklusion ist (noch)eine Utopie. Bis zu einem gleichberechtigten Zusammenleben von Menschen mit und ohne Einschränkungen ist es ein weiter Weg. Die Situation von Menschen, die unter geistigen und körperlichen Behinderungen leiden, ist in den Gesellschaften weltweit verschieden. Aber eines eint all diejenigen, die sich für ihre Rechte einsetzen, seien es die Betreffenden selbst, Angehörige oder soziale Einrichtungen: sie wollen weg von der Exklusion, hin zu einem gelebten Miteinander. Wie das funktionieren kann, zeigen viele Beispiele im Heft. So sind in Hamburg-Altona Menschen mit und ohne Einschränkungen gemeinsam an der Planung eines neuen Stadtteils beteiligt. Damit alle das bekommen, was sie in ihrer Lebenssituation brauchen, sind keine fertigen Konzepte nötig, sondern Phantasie, Lernbereitschaft und „Experimentierfreude“ – und die Bereitschaft vieler zur Zusammenarbeit. Das hat auch Rainer Schmidt erfahren, Pastor und mehrfacher Paralympicssieger. Für ihn bedeutet Inklusion schon früh: „Ich gehöre dazu“, aber auch: „Ich habe meinen Weg mit der Hilfe anderer gefunden“. Damit weist er darauf hin, was Inklusion vor allem heißt: Es geht nicht um die Anpassung einiger an die Gesellschaft, sondern um eine Veränderung der Gesellschaft insgesamt. Eine Herausforderung, zugleich aber eine große Chance und Bereicherung. Inklusion öffnet Wege des aufeinander Zugehens, des voneinander Lernens und miteinander Gestaltens. Es hilft schon, wenn wir uns bewusst machen, dass wir aufeinander angewiesen sind und „niemand unbehindert ist. Wir haben Talente Begabungen und Charismen, damit wir sie in den Dienst des Zusammenlebens stellen“, so Schmidt. In dem Sinne ist Inklusion etwas völlig Selbstverständliches.

Ihre

Ulrike Plautz

PS: Ihre Meinung interessiert uns. Deshalb schreiben Sie uns gern!


weltbewegt-Post-Anschrift: Zentrum für Mission und Ökumene – Nordkirche weltweit, Postfach 52 03 54, 22593 Hamburg, Telefon 040 88181-0, Fax -210, E-Mail: info@nordkirche-weltweit.de

IMPRESSUM: **weltbewegt** (breklumer sonntagsblatt fürs Haus) erscheint viermal jährlich. HERAUSGEBER UND VERLEGER: Zentrum für Mission und Ökumene – Nordkirche weltweit, Breklum und Hamburg. Das Zentrum für Mission und Ökumene ist ein Werk der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland. DIREKTOR: Pastor Dr. Christian Wollmann (V.i.S.d.P.), REDAKTION: Ulrike Plautz, GESTALTUNG: Christiane Wenn, KONZEPT: Andreas Salomon-Prym, SCHLUSSKORREKTUR: Hedwig Gafga, ADRESSE: Agathe-Lasch-Weg 16, 22605 Hamburg, Telefon 040 88181-0, Fax: 040 88181-210, www.nordkirche-weltweit.de.

DRUCK, VERTRIEB UND VERARBEITUNG: Druckzentrum Neumünster, JAHRESBEITRAG: 15,– Euro, SPENDENKONTO: IBAN DE77 5206 0410 0000 1113 33 EVANGELISCHE BANK, BIC GENODEF1EK1. Mit Namen gekennzeichnete Artikel geben die Meinung des Autors/der Autorin und nicht unbedingt die Ansicht des herausgebenden Werkes wieder. Die Redaktion behält sich vor, Manuskripte redaktionell zu bearbeiten und gegebenenfalls zu kürzen. Gendergerechte Sprache wenden wir in dieser Publikation an, indem wir das sogenannte Gendersternchen (*) in einem Wort benutzen. Gedruckt auf TCF – total chlorfrei gebleichtem Papier.

Für „Inklusion statt Selektion“ gingen am 10. April 2019 in Berlin zahlreiche Menschen auf die Straße. Anlass war eine Debatte im Bundestag über die Einführung von Gen-Tests in den Leistungskatalog gesetzlicher Krankenkassen.

Foto: epd bild (1)

# Gemeinsam Kirche aller für alle werden

Bei Inklusion geht es um die Veränderung der Gesellschaft als Ganzes. Das ist eine Bereicherung und eine Chance, auch für die Kirche.

*Katharina Peetz*

Eine Alltagsszene, neulich beobachtet: Der ICE fährt in den Frankfurter Hauptbahnhof ein. Vor mir in der Reihe stehen viele Passagiere mit Reisegepäck. Eine Frau hat es besonders eilig und trommelt ungeduldig auf ihrem Koffer herum. Der Zug hält endlich, doch es geht nicht weiter. Kurze Zeit später wird deutlich, woran das liegt: Die Tür, durch die alle aussteigen wollen, funktioniert nicht. Darauf weist auch ein Schild hin auf dem „Türstörung“ zu lesen ist. Der Mann, der ganz nahe bei der Tür steht, hat die Störung offensichtlich nicht bemerkt.

## Was bedeutet Inklusion (nicht)?

Für mich bedeutet Inklusion, dass Menschen mit unterschiedlichen Fähigkeiten und Begabungen miteinander leben und sich dabei gegenseitig in ihrer Diversität annehmen und wertschätzen. Bei Inklusion geht es sowohl um den politischen Einsatz für eine Veränderung ausgrenzender Gesellschaftsstrukturen hin zur Ermöglichung einer Teilhabe aller am gesellschaftlichen Leben als auch um eine neue Vision des Zusammenlebens. Inklusion ist daher ein kontinuierlicher Prozess, in dem gesellschaftliche Praxis von der Inklusionsidee her verändert wird und zugleich sich die Idee durch Erfahrungen gelingender Inklusion weiterentwickelt.

Die Situation im Zug war sicher keine, die etwas mit gelebter Inklusion zu tun hatte: Deutlich für alle erkennbar war die gelbe Armbinde mit den drei schwarzen Punkten, die auf die fehlende Sehfähigkeit des Mannes hinweist. Er hatte also gar nicht bemerken können, dass die Tür gestört war, weil darauf nur das Schild hinwies. Statt den Mann in seiner situativen Verletzlichkeit anzuerkennen und ihm vielleicht sogar Hilfe anzubieten, reagierten viele Passagiere hörbar ungeduldig oder machten ihrem Unmut lautstark Luft: „Jetzt gehen Sie doch mal an dem blinden Mann vorbei“, forderte eine Passagierin mit gereizter Stimme. Für die meisten Passagiere war der Mann einfach nur im Weg. Ein Hindernis auf ihrem Weg nach draußen. Menschen, die mit Behinderung leben, erfahren dieses Leben individuell. Aber ihre Behinderungen sind immer auch sozial begründet: durch ihre Mitmenschen, durch diskriminierende Praktiken und benachteiligende gesellschaftliche Strukturen. In der Definition der UN-Behindertenrechtskonvention zielt Inklusion nicht darauf, dass Menschen mit Behinderung sich an die Gesellschaft anpassen müssen, sondern auf die Ermöglichung eines *gemeinsamen* Lebens aller.

Die Erfahrung des Mannes im Zug ist nicht deutschlandspezifisch. Überall auf der Welt werden Menschen mit Behinderung diskriminiert und stigmatisiert. Auch wenn sich etwa das westafrikanische Land Nigeria mit der Unterzeichnung der Behindertenrechtskonvention 2007 zur Inklusion verpflichtet hat, gibt es bislang zu wenig politische Maßnahmen, die Teilhabe aller zu befördern. Erst 2019 verabschiedete die nigerianische Regierung auf Druck von Behindertenrechtsaktivist*innen ein Gesetz zur nationalen Umsetzung der Konvention. Doch im Alltag von Menschen mit Behinderung in Nigeria hat sich bis heute zu wenig geändert. Immer noch gilt die Geburt eines Kindes mit Behinderung als Fluch oder als Strafe Gottes für die Sünden der Eltern. Die Haltung der Eltern ist nicht „unser Kind ist, so wie es ist, ein Gottesgeschenk“, sondern „unser Kind ist eine schmachvolle Last“. Aus Scham werden Menschen mit Behinderung von ihrer Familie versteckt und zu Hause eingesperrt. Behinderte wurden – so ein in der religiösen Tradition verankerter Mythos der nigerianischen Yoruba – am Anfang von einem betrunkenen Gott geformt. Die „Behinderten“, die „Krüppel, Blinden und Lahmen“ sind daher nicht gewollt, sondern ein Schöpfungsfehler. Nachbarn und Nachbarinnen scheuen den Kontakt zu Menschen, die als „behindert“ gelten, aus Angst vor eigener sozialer Abwertung. Dazu kommen beschämende Blicke, die gerade auf Körper gerichtet werden, die von vermeintlich „normalen“ Körpern abweichen. Mit eingeschränkter Hörfähigkeit oder Taubheit in Nigeria zu leben, bedeutet im Empfinden zahlreicher Betroffener von anderen wie ein Geist oder ein Gegenstand behandelt zu werden, das heißt als jemand, mit dem Kommunikation unmöglich ist. Durch

Fortsetzung Seite 6

*„Kirchen müssen in Ländern wie Brasilien zu Anwälten der Menschen mit Behinderung werden.“ Der taubstumme Musikschüler lernt in Sao Paulo, wie er Musik über Schwingungen wahrnehmen kann.*

*Getanzte Inklusion. Die Dance Company Eggenfelden mit Mitarbeiter*innen der KJF Werkstätten eröffnet auf dem Domplatz in Regensburg den Katholikentag 2014, der unter dem Motto steht: „Mit Christus Brücken bauen“.*

solche diskriminierenden Praktiken werden Menschen mit Behinderung aus dem öffentlichen Raum herausgedrängt. In Deutschland verlaufen solche Verdrängungsprozesse subtiler, aber nicht weniger wirkungsvoll. Gerade Menschen mit schwerer mehrfacher Behinderung sind hier kaum in der Öffentlichkeit präsent. Ihr Platz scheint klar definiert zu sein: im Heim, aber nicht im Restaurant oder am Badesee. Der Fotograf Florian Jaenicke veröffentlichte im *Zeit Magazin* Bilder des Alltags mit seinem Sohn Friedrich. Auf einem Bild sieht man Friedrich, der mit schwerer mehrfacher Behinderung lebt, wie er von seinen Eltern im öffentlichen Raum, nämlich auf einem Autobahnparkplatz, gewickelt wird. Jaenicke kommentiert das Bild mit wenigen Sätzen und illustriert das Unverständnis, mit dem viele Menschen auf die Wickel-Szene reagierten.

Die obigen Beispiele verdeutlichen, dass aus der Forderung nach Inklusion nicht einfach Inklusion folgt. Es bedarf sowohl politischer Maßnahmen zur Umsetzung des Inklusionsgedankens als auch die Bereitschaft bei allen Mitgliedern einer Gesellschaft, sich auf Inklusion einzulassen.

## Es fehlen Identifikationsfiguren in der Kirche

Diskriminierende, einengende Bilder und Deutungen von Behinderung finden sich häufig auch in christlichen Gemeinden. Dabei kommen Menschen mit Behinderung etwa als Empfänger*innen von Almosen in den Blick und erscheinen passiv und hilfsbedürftig. Der Umstand, dass Menschen mit einer Behinderung leben, macht sie für viele auch zu tragisch Leidenden, denen mit Mitleid zu begegnen ist. Leben in Fülle und Leben mit Behinderung zusammenzudenken, ist nicht selbstverständlich. So scheint Leben mit Behinderung in Köpfen vieler Christ*innen stets eingeschränktes, defizitäres Leben zu sein. Gerade in pfingstchristlichen und charismatischen Kreisen finden sich zunehmend problematische „spirituelle“ Ausdeutungen des Phänomens Behinderung. Demnach sind Menschen, die mit Behinderung leben, Gefangene ihrer Sünden oder sie befinden sich in den Fängen des Satans. Da Behinderung mit Sünde und Unglauben assoziiert wird, kann und muss sie nach Auffassung vieler Christ*innen in Nigeria und Brasilien geheilt werden. Heilung wird mit Glaube, Behinderung mit Unglaube gleichgesetzt, ebenso körperliche Heilung mit Heil. In dieser Sichtweise sind Menschen mit Behinderung, die nicht geheilt werden können, nicht Teil des Reiches Gottes. Nicht zufällig ist Nigeria eines der Länder mit der weltweit höchsten Zahl an Kirchen, die Wunderheilungen anbieten. Da Nicht-Heilung als Beweis für Unglauben gilt, erleben Menschen mit Behinderungen noch größere Stigmatisierung und soziale Ausgrenzung, wenn in solchen Gottesdiensten der Heilungserfolg ausbleibt. Dazu gesellen sich in allen christlichen Traditionen Auslegungen der biblischen Heilungsgeschichten, die andere ausschließen. Für Sharon V. Betcher, die in Vancouver Theologin ist und ihr Bein durch einen Unfall verlor, sind biblische Heilungsgeschichten daher keine heilsamen Texte, sondern „texts of terror“.

In Gottesdiensten werden Menschen, die mit Behinderung leben, häufig als störend empfunden, etwa wenn sie aufgrund spastischer Lähmungen unkontrolliert zucken oder mit Lauten kommunizieren. Menschen mit Behinderung wie die Theologin Nancy Eiesland haben erfahren, dass die meisten Kirchen (im wörtlichen und übertragenen Sinne) auf einem steilen Berg liegen, der nur schwer zu erklimmen ist. Dazu kommt, dass in den unterschiedlichen christlichen Denominationen nur selten Menschen mit Behinderung in kirchliche Ämter ordiniert werden oder Dienste in der Gemeinde verrichten. Es fehlen für Menschen mit Behinderung also auch repräsentative Identifikationsfiguren auf institutionell-struktureller Ebene. Es wird deutlich, dass Inklusion eine kontinuierliche Aufgabe für christliche Kirchen ist.

## Menschen erfahren, verletzlich zu sein

Menschen mit Behinderung werden also in der Kirche oft ausgeschlossen. Wie kann Kirche dann zu einem Ort werden, an dem Inklusion gelebt wird? Wenn Menschen in Nigeria und Brasilien durch Exklusion und Diskriminierung in ihrem Menschsein missachtet werden, muss die Anerkennung ihres Menschseins und ihrer Würde in den Kirchen im Vordergrund stehen. Die christlichen Kirchen müssen daher die Rolle einer Anwältin für die Rechte von Menschen mit Behinderung einnehmen und primär mit den Behindertenrechtsorganisationen in Ländern wie Nigeria und Brasilien kooperieren, die einem menschenrechtsorientierten Ansatz verpflichtet sind. Statt Menschen mit Behinderung als Objekte von Fürsorge und Mitleid zu verstehen, müssen gerade die Kirchen sie als Personen und Rechtssubjekte anerkennen.

Für diese Anerkennungsprozesse sind theologische Ansätze wie von Deborah Creamer fruchtbar, die nicht auf Unterschiede zwischen Menschen fokussieren, sondern darauf, was Menschen in ihrem Menschsein verbindet. Uns Menschen verbindet das Moment der Körperlichkeit, aber auch die Erfahrung von uns allen im Leben, verletzlich zu sein und an Grenzen zu stoßen. In unserem Leben sind wir auf andere Menschen angewiesen, und gerade deshalb sind wir durch Erfahrungen von Ausbeutung, Zurückweisung, Ausgrenzung, Einsamkeit oder Leid verwundbar – egal ob wir in Brasilien, Nigeria oder Deutschland leben. Daher ist für den Theologen Markus Schiefer Ferrari ein Menschenbild notwendig, das nicht einseitig Aspekte von Selbstbestimmung und Autonomie stark macht, sondern auch Zerbrechlichkeit, Fragilität, Abhängigkeit und Angewiesenheit zulässt. Diese Vorstellung ist vereinbar mit der in Nigeria und anderen afrikanischen Ländern weit verbreiteten Vorstellung von *Ubuntu*, die vor allem vom südafrikanischen Geistlichen und Menschenrechtler Desmond Tutu geprägt wurde. *Ubuntu* besagt, dass alle Menschen aufeinander angewiesen sind und sich Menschlichkeit vor allem durch wechselseitige Anerkennung und Respekt ausdrückt.

## Die ganze Gesellschaft muss sich verändern

Gottes Menschwerdung zeigt an, dass er mit seiner Schöpfung in lebendiger Beziehung stehen will. Jesus Christus ist Immanuel – Gott mit uns. In der Menschheit hat Gott sich verletzlich gemacht und sich menschlichen Erfahrungen ausgesetzt. Gen 1,31 verdeutlicht, dass Gottes unbedingtes Ja zu seiner Schöpfung allen Menschen gilt. Von daher kann der Hinweis auf die unbedingte Gottgewolltheit von Menschen mit Behinderung ein Gegennarrativ zu diskriminierenden Erzählungen, Haltungen und Praktiken sein. Um der Menschen willen, die in Nigeria und Brasilien mit Behinderung leben, sind Theologien zur kritisieren, die die Grenze zwischen Heilung und Nicht-Heilung zu einer Grenze zwischen Heil und Unheil machen. Menschen, die mit Behinderung leben, sind vielmehr darin zu bestärken, dass der universale Heilswille Gottes ihnen in ihrem Sosein, also ihnen ganz mit ihren Erfahrungen und ihrer Geschichte, mit ihren Verwundungen und Begabungen, gilt.

Ihr Leben, auch ihr Leben als religiöses Subjekt, ist nicht per se qualitativ schlechter als das Leben von Menschen ohne offensichtliche Behinderung. In der Perspektive von Dorothee Wilhelm, Pädagogin und feministische Theologin, ist der Clou der biblischen Heilungsnarrative die Veränderung des Blickes: So gehe es in ihnen nicht um Heil oder Heilung von Behinderung, sondern um eine Veränderung der Gesellschaft als Ganzer. Heilung bedeutet dann die Anerkennung, dass alle Menschen, mit welchen Grenzen sie auch leben mögen, integraler Bestandteil der Gesellschaft sind.

Die Anerkennung von Menschen mit Behinderung sollte vor allem im praktischen Handeln von Menschen, die für die Kirche arbeiten, sichtbar werden. Dazu gehört auch die (verstärkte) Zulassung von Menschen mit Behinderung zu kirchlichen Ämtern. Die Frage nach den Zugangsmöglichkeiten von Menschen mit Behinderung zu kirchlichen Ämtern kann durch einen theologischen Gedanken Benjamin Connors gestärkt werden. Demnach ist es Gott, der alle Menschen dazu befähigt, auf ihre Weise von ihm Zeugnis zu geben: sprachlich oder nicht-sprachlich, in unterschiedlichen körperlichen und geistigen Verfassungen.

Inklusion bedeutet, gemeinsam Kirche aller für alle zu werden. Gemeinsam, das heißt im vielstimmigen Gespräch miteinander, im Hören auf die Bedürfnisse und Wünsche von Menschen mit Behinderung und im engagierten Handeln für die Verwirklichung von gerechter Teilhabe für alle.

**Dr. Katharina Peetz** *ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im Bereich „Mission und Gesundheit“ am Institut für Weltkirche und Mission in Frankfurt Sankt Georgen. Derzeit arbeitet sie an einem Forschungsprojekt zu „Theologien der Behinderung in Deutschland, Brasilien und Nigeria“.*

*Fotos: Nacho Doce/REUTERS (1), epd bild (1)*

# Ein Stadtteil für alle

In Hamburg Altona entsteht ein neues Viertel. Hier wurden Menschen eingeladen, das Zusammenwohnen von vornherein gemeinsam zu planen, Menschen mit und ohne Behinderung. Ein Experiment, das mit Herausforderungen verbunden ist. Für die Stadtplaner auch „ein großes Geschenk“.

*Hedwig Gafga*

mittealtona

Sonntagmorgen in Mitte Altona, dem Neubaugebiet auf dem ehemaligen Bahngelände in Hamburg. Die meisten der fünf bis achtstöckigen Wohnblocks sind bereits bezogen, an einigen wird noch gebaut. Familienfreundlich, autoreduziert und inklusiv soll die neue Mitte sein, so steht es im städtebaulichen Vertrag der Stadt Hamburg mit den Eigentümern. Was das im Detail heißt, darüber besteht aus Sicht vieler, die hier wohnen, noch Klärungsbedarf.

3500 Wohnungen auf 25,9 ha Fläche, 1600 im ersten Bauabschnitt. Ein großes Wohngebiet, „die neue Mitte Altona“ sollte entstehen, aber für wen? Die Stadt hatte bei dem an die Schienen angrenzenden Gelände auf ihr Vorkaufsrecht verzichtet, private Investoren waren am Zug. Viele befürchteten, dass im sozial durchmischten, aber durch Gentrifizierung stark veränderten Altona ein Wohnquartier nur für Besserverdienende entstehen würde. Zu dieser Zeit organisierte Projektleiterin Karen Haubenreisser von der Stiftung Alsterdorf Treffpunkte für Menschen mit und ohne Behinderung unter anderem auch in Altona Altstadt. Gut vernetzt mit Firmen und Initiativen, Verwaltung und Politik, brachte sie die Frage unter die Leute, ob in dem geplanten Neubaugebiet nicht ein inklusives Quartier entstehen könne. Anfang 2012 rief die Evangelische Stiftung Alsterdorf das Forum „Eine Mitte für Alle“ ins Leben. Ein Experiment.

Damit betraten die Quartiersentwickler absolutes Neuland. Hier ging es nicht darum, einzelne Wohngruppen, Werkstätten oder Treffpunkte in bestehende Stadtteile zu bringen, sondern ums Mitgestalten eines innerstädtischen Gebiets von Anfang an. Menschen aus verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen, Behinderte und Nichtbehinderte wurden aufgefordert, ihre Vorstellungen und Erwartungen an das neue Quartier im Rahmen eines Forums anzumelden. Weitere Foren und Zwischendurch-Teams sollten die Entstehung des Quartiers über die gesamte Bauzeit hinweg begleiten. „Wir sehen Menschen als Experten für das, was sie bewegt, für ihre Nachbarschaft, für sich selbst, auch für ihr Handicap“, sagt Lea Gies, die vor mehr als zwei Jahren die Leitung der Gesprächsplattform übernommen hat.

Zum ersten Forum Anfang 2012 kommen rund 250 Leute. Dicht gedrängt sitzen Nachbarn, Rollstuhlfahrende, Menschen aus Vereinen und Initiativen, Fachleute aus Alsterdorf und Behörden, Mitarbeiter aus beteiligten Firmen, Wohnungssuchende, Bauwillige beieinander, voller Neugier. Einige tragen selbstsicher ihre Anliegen vor, andere fragen vorsichtig, welche Themen im Forum eigentlich bearbeitet werden sollen. In Erinnerung geblieben ist die Aussage der Forumsleiterin, sich nicht von vornherein zu beschränken, sondern auch das zu sagen, was einem vielleicht utopisch erscheine. Eine Mittlerinstanz ohne formale Macht, spielen die Forumsleute die Empfehlungen zwischen Forum und Entscheidungsträgern in Behörden und Firmen hin und her. Später arbeiten kleinere Teams, zwischen 30 und 90 Leute, an verschiedenen Themen mit.

## Junger Mensch mit Abitur und Schwerbehinderung sucht Domizil

Heute, wo der Abschluss des ersten Bauabschnitts mit 1600 Wohnungen bevorsteht, ist die inklusive Handschrift in Mitte Altona deutlich erkennbar. Vor dem Eingang zu ihrem Wohnblock wartet Nadin Schindel, 24, schmal, mit blondem, krausem Haar, im Rollstuhl. Sie ist spastisch gelähmt von Kindheit an. „Junger Mensch mit Abitur und Schwerbehinderung sucht Domizil“, auf diese Formel bringt sie ihre lange Suche nach einem Ort, an dem sie bleiben konnte und dabei fast die Hoffnung auf Gott und Menschen verloren hätte. Systematisch habe sie die vorhandenen Listen von Beratungsstellen und Einrichtungen in ganz Deutschland durchtelefoniert, um festzustellen: „Es gibt kaum Häuser für körperbehinderte Menschen. Vorübergehend kommt sie in einer Einrichtung für geistig Behinderte, im Kinderhospiz oder im Pflegeheim unter. Dann werden Schmerzen und Pflegesituation unerträglich: Weil zu wenig Personal vorhanden ist, kann sie erst um 11 oder 12 Uhr aufstehen, abends wird sie früh ins Bett gebracht. „Ich wollte morgens in den Tag starten und abends wieder ins Bett gehen. Ich will mein Leben leben“, sagt Nadin Schindel. Überraschend bekommt sie das Angebot, allein in eine barrierefreie Wohnung in Mitte Altona einzuziehen.

Abends ist sie nun oft unterwegs. Bei einer Infoveranstaltung über das neue Teilhabegesetz illustriert sie die juristischen Ausführungen des Referenten durch praktische Beispiele aus ihrem Leben – zur Freude von Referent und Zuhörerschaft. Sie wird für weitere Veranstaltungen angefragt, und kandidiert bei den Bürgerschaftswahlen in Hamburg auf Platz 52 der SPD-Landesliste. Eine Inklusionsexpertin sei sie nicht, wehrt sie ab. Das Wort Inklusion übersetzt sie lieber: „Aus praktischer Erfahrung möchte ich aufs Zusammenhalten hinweisen, darauf, wie viel tatsächlich nur gemeinsam geht. Dass ich heute diese Selbständigkeit habe, ist möglich durch ein Team.“ Dazu zählt sie einen Quartierslotsen aus Alsterdorf, der ihren Einzug unterstützte, Lehrerinnen, Pflegerinnen, Physiotherapeuten. Auch Technik sei wichtig. Techniker seien „ihre Superhelden“. Deren Können verhalf ihr dazu, mit Hilfe einer Deckenliftkonstruktion, die sie aus dem Bett in den Rollstuhl hinein schweben lässt, ohne fremde Hilfe aufstehen zu können. Jeder Schritt zu mehr Selbständigkeit ist ihr wichtig, zugleich ist sie für Hilfe dankbar. „Hilfe zu brauchen und auch anzunehmen“, gehört für sie zum Menschsein. Auch weil ihre Eltern, die alkoholabhängig waren, keine Hilfe hätten annehmen wollen, auch deshalb ist diese Botschaft für sie so zentral.

## Es spart Kosten, Menschen zu beteiligen, die direkt betroffen sind

Ohne die Arbeit des Forums „Eine Mitte für Alle“ wäre für Nadin Schindel kein Platz in Mitte Altona. Im ersten Jahr der Arbeit entwirft das Forum ein Leitbild für das Quartier. Darin wird Inklusion weit gefasst. Nicht nur behinderte Menschen, auch Leute mit niedrigen oder mittleren Einkommen, Menschen, die auf dem Arbeits- und Woh-

**Hedwig Gafga** *lebt als freie Journalistin in Hamburg.*

*Nadin Schindel (24) engagiert sich auch politisch für Inklusion. So kandidiert sie unter anderem bei den Bürgerschaftswahlen in Hamburg.*

*Fotos: H. Gafga (1), P. Heinbockel (1), www.adpic.de (1)*

*„Labor zum Testen“. Projektleiterin Lea Gies unterwegs im neuen Quartier.*

mittealtona

nungsmarkt kaum Chancen haben und Leute aus Einwandererfamilien sollen in dem Quartier leben und mitgestalten können. Auf 5-10 Prozent der Geschossflächen soll Raum für Integrationsprojekte mit behinderten Menschen entstehen. Beim Wohnungsbau empfiehlt das Forum einen Drittelmix: ein Drittel geförderte Sozialwohnungen, ein Drittel frei finanzierte Mietwohnungen und ein Drittel Eigentumswohnungen. „Ein großes Pfund war, dass die Politik in Altona unsere Arbeit stark unterstützt hat“, sagt Lea Gies. Im Februar 2014 macht sich das Altonaer Bezirksparlament die inklusiven Vorschläge zu eigen und beschließt, dass sie auch für weitere Altonaer Bauvorhaben gelten sollen. Später werden die Vorgaben im städtebaulichen Vertrag vom 9. Mai 2014 zwischen der Stadt Hamburg und den Eigentümern festgeschrieben.

Birgit Ferber, Leiterin der zuständigen Planungsgruppe der Stadtentwicklungsbehörde, nennt die Arbeit des Forums „ein großes Geschenk“. Besonders bei den Treffen der Zwischendurch-Teams seien die unterschiedlichen Perspektiven für sie nachvollziehbar geworden. Während bei Bauvorhaben sonst nur Stippvisiten mit späteren Bewohnern möglich seien, sei durch die Vermittlung der Forumsleute ein Gegencheck durch künftige Bewohner aus den Baugemeinschaften ermöglicht worden – „eine große Bereicherung“. Sich daraus ergebende Änderungen habe sie durch die Erfahrungen in den Treffen auch behördenintern besser vertreten können. Die Vorgaben aus Mitte Altona stellen Weichen für weitere Bauprojekte. Der Drittelmix, der sich später auch bei anderen Bauvorhaben durchsetzt, „der ist für Mitte Altona erfunden worden“, sagt Birgit Ferber.

„Nicht nur Fachpersonal zu beteiligen, sondern auch Menschen, die eine Sache direkt betrifft, hat sich bewährt“, sagt Projektleiterin Lea Gies. „Das erspart Zusatzkosten, die anfallen, wenn Dinge nachträglich geändert werden müssen“. Anfangs habe es geheißen: „Alles flach. Bis Leute vom Blindenverein sagten, das gehe leider gar nicht: ‚Wir brauchen Bordsteinkanten, um uns zu orientieren.‘“ Der erste Entwurf für die Mustersteine fiel bei den Blinden durch. Sie konnten die Markierungen in den Steinen nicht gut genug ertasten. Auch bei den folgenden musste nachbearbeitet werden.

*Fotos: H. Gafga (1), www.adpic.de (2)*

## Rollstuhlfahrende sollen an beliebte Orte kommen können

Gegenüber der Kita „Sandvika Ulna“, eine von vier inklusiven Kitas, stehen Eltern sonntags um einen Holztisch mit Thermoskannen und Bechern herum, während die Kinder schaukeln oder auf Rädchen übers Gelände kurven. Auf dem angrenzenden Weg, der bis an den hohen Zaun des Bahngeländes führt, spielen junge Leute Boule und Wikingerschach. Durch die Straßen laufen kleine Gruppen, die sich, teils mit Lageplan in der Hand, das inklusiv gestaltete Quartier anschauen. Selbst die Sandwege sind zusätzlich befestigt. Auch auf dem Spielplatz und in dem kleinen, mit Hügeln gestalteten Park sind die Wege mit Rollstühlen befahrbar. Es sei wichtig, dass auch Rollstuhlfahrende an beliebte Orte hinkommen, erklärt Projektleiterin Lea Gies, das sei ein Aspekt von Teilhabe. Über 90 Prozent der Wohnungen seien bis zur Türschwelle barrierefrei zugänglich. Sie hätte sich aber noch mehr Wohnungen mit breiteren Türöffnungen gewünscht. Davon hänge es ab, ob eine Rollstuhlfahrerin wie Nadin Schindel zu Besuch kommen könne. Es ist bei rund ein Drittel der Wohnungen möglich.

Die Wohnblöcke der Baugemeinschaften, das Herzstück des inklusiven Lebens, sind in einigen Monaten bezugsfertig. Björn Beilfuß, Mitte 40, „gesetzlich blind“, ein Rest Sehvermögen ist ihm geblieben, besuchte sechs Treffen von „Bliss“, einer Baugemeinschaft von Blinden, Sehbehinderten und Sehenden, bevor er per Abstimmung als Mitglied gewählt und kurz danach zum Sprecher ernannt wurde. Wenn das engagierte Forumsmitglied zu seinem Verein „Tandem weiße Speiche“ oder zu Schachturnieren unterwegs ist, achtet er darauf, ob die Wege für Blinde sicher sind und bringt Verbesserungsvorschläge ein. Er freut sich aufs gemeinsame Wohnen mit Einzelnen, Paaren und zwei Familien, eine davon mit einem blinden Kind, die bald über sieben Stockwerke verteilt in einem Haus wohnen werden.

## Wie stark der inklusive Gedanke das Viertel prägt, wird sich zeigen

Kein Zufall, dass auch Jan van den Heuvel, 80, von der Seniorenbaugemeinschaft „Mit Mekan gemeinsam älter werden“ in gesellschaftlichen Gruppen aktiv ist, im Bezirks-Seniorenbeirat und bei „Mekan“ (deutsch „Zuhause“), einem interkulturellen Seniorentreff von überwiegend türkischen Frauen und Männern, die als „Gastarbeiter“ nach Deutschland kamen und nun oft allein zurückgeblieben seien. Die Gruppe sei Familienersatz, man treffe sich regelmäßig zum Frühstück, feiere Weihnachten und das Fastenbrechen, besuche sogar die Kinder zusammen. Jan van der Heuvel und seine Frau begleiten andere bei Behördengängen. Die Leute von Mekan, mit sehr kleinen Renten, seien stolz, in Mitte Altona einzuziehen. Im Forum entstand die Idee, – vor allem aus praktischen Gründen – die mehrheitlich türkische „Mekan“-Gruppe und die deutsche Seniorenbaugemeinschaft „Gemeinsam älter werden“ zu einer Baugemeinschaft zu verbinden.

Wie stark der inklusive Gedanke das Viertel prägen wird, zeigt die Zukunft. Dann wohnen die inklusiven Baugemeinschaften auf dem Gelände und auch die mehrheitlich von Einwandererkindern besuchte Stadtteilschule aus dem benachbarten Bezirk kommt dazu. Jetzt schon hat sich herumgesprochen, dass es möglich ist, eigene Anliegen einzubringen und gehört zu werden. Die neuen Bewohner und ihre Nachbarn treten weiter für inklusive Belange ein. Als die Verkehrsbehörde in der stark von Fußgängern genutzten Harkortstraße auf Tempo 50 besteht, erstreiten Kita-Eltern, behinderte Menschen und andere Bewohner bei der zuständigen Behörde Tempo-30-Bereiche.

„Ein Labor zum Testen“, nennt Lea Gies die Pionierarbeit des Forums. „Gerade im Hinblick auf unterschiedliche Gruppen von behinderten Menschen fragen wir uns ständig: Was ist zu verbessern? Was klappt schon ganz gut?“ Ob der geplante zweite Bauabschnitt auf dem Bahngelände kommt, ist ungewiss. Auch bei dem Vorhaben auf dem ehemaligen Holstenareal gibt es ein gemeinsames Forum. Fraglich ist, ob es auch hier zur Einigung kommt. Es bleibt spannend.

*„Inklusion bedeutete für mich schon früh: Ich gehöre dazu“. Rainer Schmidt, Pastor und mehrfacher Goldmedaillengewinner bei den Paralympics im Tischtennis.*

Foto: J. Hahn

# Wer Inklusion will, braucht Experimentierfreude

Inklusion ist möglich, auch dann, wenn es um Wettkampf und Leistung geht. Es kommt nur darauf an, wie wir die Lebensbereiche gestalten.

*Rainer Schmidt*

Ich erzähle erst einmal, wie ich auf die verrückte Idee gekommen bin, Tischtennis, also Vorhand und Rückhand zu spielen, obwohl ich nicht einmal Hände habe. Wie ist bei mir die Teilhabe vonstatten gegangen, obwohl ich mich von anderen Tischtennisspielenden sehr unterschieden habe? Ich war zwölf, als meine Eltern auf die Idee kamen, Urlaub in einem 450 Seelen-Dorf in Österreich zu machen. Dort gab es eine Tischtennisplatte. Und natürlich habe ich versucht, Tischtennis zu spielen. Ich wollte machen, was alle machen. Also habe ich mir einen Schläger genommen und habe dann versucht, den Ball zu schlagen. Ich merkte rasch, ich kam weder links noch rechts, schon gar nicht an die kurzen Bälle dran. Und wenn die Kinder ernst gemacht haben, dann war ich sofort erledigt. Schnell war mir klar: Tischtennis ist nichts für mich. Ich bin gescheitert an der Barriere, die der Sport nun mal mit sich bringt, nämlich an der Fähigkeitsbarriere. Ich hätte mich nun auf mein Zimmer zurückziehen können. Aber ich fühlte mich zur Gruppe der Urlaubskinder dazugehörig und wollte nicht außen vor sein. Intuitiv habe ich gemacht, was heute jeden Pädagogen freuen würde. Wenn ich nicht machen kann, was alle können, so suche ich eine neue Aufgabe, um trotzdem dabei zu sein. Ich wurde Schiedsrichter: Kannst nichts, bist aber wahnsinnig wichtig. Natürlich können die auch was. Mindestanforderung beim Tischtennis: Bis elf zählen, Regeln kennen, aufmerksam sein. Ich hatte nicht die gleichen Fähigkeiten wie die anderen, habe aber eine andere Funktion eingenommen. Dann sah mich ein anderer Urlaubsgast: „Willst du nicht mitspielen?“ Ich: „Doch, aber ich kann das nicht.“ Er überlegt: „Ich habe da eine Idee“. Am nächsten Tag kam er wieder, hatte Schaumstoff und Schnüre dabei und sagte: „Ich versuche, dir einen Schläger an den Arm zu binden“. Ich hielt ihm meinen Arm hin und er hat mir den Schläger drangebunden. Dann habe ich angefangen mit der wackeligen Konstruktion zu spielen. Ich konnte plötzlich einen Aufschlag, kurze Bälle erreichen und die links und rechts in der Ecke auch. Das war ein wunderbares Erfolgserlebnis. Warum treiben Menschen Sport? Weil sie wunderbare Erfolgserlebnisse bekommen.

## Gleich mit Rechten und Bedürfnissen

Wer Inklusion will, der sucht nach Beteiligungsmöglichkeiten und Erfolgserlebnisse für alle. Kaum zuhause habe ich zu meinem Vater gesagt: „Ich gehe in einen Tischtennisverein.“ Da wartete die nächste Barriere auf mich. Zuerst in meinem Kopf. Was, wenn die Kinder mich ablehnen. Dann habe ich meinen Cousin gefragt. Gemeinsam lassen sich Barrieren besser überwinden. Und dann hat uns mein Vater zum Training gefahren. Zum Trainer sagte er: „Das ist mein Sohn, der möchte gerne Tischtennis spielen“. Trainer: „Ich verstehe viel von Tischtennis, habe aber keine Ahnung, wie man ohne Hände spielt. Wir können ja gemeinsam herausfinden, wie das geht.“ Was für ein Trainer! Gibt seine Verunsicherung zu, lässt sich von meinen (offensichtlichen) Unfähigkeitsbarrieren nicht abhalten und wird selbst zum Lernenden. Wer Inklusion will, braucht keine fertigen Konzepte, sondern Experimentierfreude und Lernbereitschaft. Ich habe mit Hilfe anderer meinen eigenen Weg gefunden, an Tischtennis zu partizipieren. Also eine wunderbare inklusive Geschichte.

Als ich 1965 in eine ganz normale Familie hineingeboren geboren wurde, ohne Hände, ohne Unterarme mit einem verkürzten Bein, war der Schock zunächst groß. „Was soll aus dem Jungen werden?“ Zum Glück war nicht nur die Verunsicherung meiner Eltern groß, sondern auch deren Kampfeswille. Machten andere einen Vorschlag, mich in einer Einrichtung für behinderte Kinder erziehen zu lassen, weil ich dort optimal gefördert werden würde, sagten meine Eltern: „Nein der gehört zu uns.“ Inklusion bedeutete für mich schon früh: Ich gehöre dazu. Da, wo Menschen sich zugehörig fühlen, sich verbunden fühlen ist das wichtigste schon geschafft. Eltern nennen es „Liebe“. Gemeinden nennen es „Verbundenheit mit dem Leib Christi“.

So wuchs ich sechs Jahre gemeinsam mit anderen Kindern im Dorf glücklich auf. Ich gehörte dazu und entdeckte spielend die Welt, na gut, das Dorf. Dass ich nicht alles machen konnte, störte weder mich noch andere. Dann wurde ich in eine Sonderschule eingeschult. Ich hatte es schon damals nicht verstanden. Warum sollte ein normaler Menschen ohne Hände in eine Einrichtung gehen, die ihn von der „normalen“ Gesellschaft ausschließt? Warum sollte ein Kind mit Down-Syndrom nur mit anderen Down-Syndrom-Kindern spielen und lernen? Statt mit meinen Freunden zu Fuß zur Schule zu gehen, wurde ich nun mit dem Fahrdienst zur Sonderschule gefahren. Ich kam erst gegen 17 Uhr zurück. Im Winter zu spät, um mit anderen Kindern draußen zu spielen. So kam es, dass bereits nach dem ersten Winter die Trennung fatale Folgen in unseren Kinderköpfen hinterließ. Als meine Mutter im Frühling vorschlug, ich solle doch zum Spielen rausgehen war meine Antwort: „Was soll ich da? Die reden doch nur über die Schule und da gehöre ich nun nicht mehr dazu!“ Von meinen Freunden vermisste mich nach einem halben Jahr keiner mehr. Die Aufteilung der Menschen in Menschen mit und ohne Behinderung war uns vorher fremd gewesen.

Separation lässt Barrieren in allen Köpfen entstehen. Man wird einander fremd. Dauerhafte Separation ist die Reaktion unserer Gesellschaft auf verunsichernde Vielfalt. Inklusion ist dagegen der Mut, einander zu begegnen. Mein Abitur habe ich übrigens nach der 13. Klasse auf dem Dietrich-Bonhoeffer-Gymnasium gemacht. Grundsätzlich denke ich, vernebeln Klassen und Wettkämpfe den Blick für die Einzigartigkeit und Vielfalt der Menschen. Es gibt viele Menschen mit versteckten Benachteiligungen. Das Mädchen, das zuhause nur Türkisch spricht, wird im Fach Deutsch nicht mit dem Germanistik-Professoren-Sohn mithalten können. Muss es aber, weil wir meist blind sind für diese Unterschiedlichkeit. Wo kämen wir hin, wenn jede*r eine Ausnahme bekäme? Wenn wir plötzlich Unterschiedlichkeit als Reichtum und nicht als Problem ansehen würden? Wir könnten womöglich ins Reich Gottes gelangen. Dahin, wo der Mensch wichtiger ist als die Summe seiner Leistungen. Was ist Inklusion? Meine kürzeste Definition: „Inklusion ist die Kunst des Zusammenlebens von sehr verschiedenen Menschen“. Die Kunst des Zusammenlebens, also zusammen etwas machen, Sport treiben, wie auch immer, von sehr unterschiedlichen Menschen. Es wird also zweierlei zusammengedacht: Die Verschiedenartigkeit der Menschen und die Gleichwertigkeit der Menschen. Jede*r ist anders, aber gleich in seinen Rechten und Bedürfnissen.

*Fortsetzung Seite 14*

## Niemand ist unbehindert

Dass Inklusion gelingt, ist nicht selbstverständlich. Dafür müssen und können wir einiges tun. 2008 trat die Behindertenrechtskonvention (BRK) in Kraft. Für mich ist daran das Wichtigste die Relativierung der Aufteilung von Menschen. Früher gab es Menschen mit und ohne Behinderung. Heute hat sich die Erkenntnis durchgesetzt, dass alle Menschen mehr oder weniger begrenzt sind. Zusammenfassend gesagt hat die Behindertenrechtskonvention mindestens zwei Perspektivwechsel vollzogen:

1. Niemand ist nur behindert, niemand ist unbehindert. Niemand lebt ohne Begrenzungen. Einschränkungen zu haben, ist ein völlig normales Phänomen. Auch der aus medizinischer Perspektive behinderte Mensch ist ein begabter Mensch. Inklusion heißt, jede unnötige Einteilung in Behinderte und Nichtbehinderte zu verbannen. Im weiten Sinne geht es bei Inklusion um die Infragestellung von Zuordnungen und Kategorisierungen. Wer permanent Jungs von Mädchen, Schwarze von Weißen, Reiche von Armen, Große von Kleinen, Klugen von Dummen unterscheidet, verfestigt Kategorien, die zuweilen unangemessen und oft genug schädlich sind.

2. Von der Einschränkung des Einzelnen hin zur Aufgabe, die alle angeht. Das bedeutet: Nicht-Teilhabe und Barrieren-überwinden sind nicht mehr Probleme eines Einzelnen. Es ist Aufgabe der gesamten Gesellschaft, Teilhabe zu ermöglichen. In Kurzform: Es heißt nicht mehr „Ich bin behindert“, sondern „Wir ermöglichen Teilhabe“. Wenn ich gefragt werde, was der Unterschied zwischen einem behinderten Menschen und einem nichtbehinderten Menschen ist, sage ich gerne: „Meine Behinderung sieht man. Ihre wird erst offenbar, wenn wir Tischtennis gegeneinander spielen.“ Oder wenn Sie predigen sollen, dann könnten Sie sich auch als begrenzt erweisen. Auf dem Gebiet bin ich wiederum talentiert. Beim Klavierspielen habe ich wieder Nachteile. Ich bin von meinem Wesen her kein Behinderter, sondern nur partiell eingeschränkt. Das gilt allerdings für jeden Menschen.

## Probieren, wie Teilhabe gelingt

Wichtig in dem Zusammenhang ist die Frage: Mit welcher Einstellung, inneren Haltung begegnen wir einander? Betrachten wir einen Menschen als behindert oder haben wir Augen für seine Talente? In welchen Strukturen leben wir? Wie kann man Inklusion fördern? Dazu ein weiteres Beispiel aus meinem Leben: Ich musste in der 12. Klasse im Gymnasium 1000 m im Sportunterricht laufen. Um möglichst schnell zu sein, habe ich, der Beinprothesenträger, jeden zweiten Tag 1000 m trainiert. Übrigens, die Mädchen mussten nur 800 m laufen. Am Prüfungstag habe ich alles gegeben, kam aber als letzter ins Ziel. Noch hinter dem langsamsten Mädchen. Ein peinlicher Moment für mich als 18-Jährigen. Völlig ausgepumpt ging ich zu meinem Lehrer und fragte: „Wie war ich?“ „Ja, schau mal Rainer. 2:55 min ist eine Eins. Guck mal, das hier ist die Zeit für eine Vier. Du kriegst... grübel ... eine Neun.“ Ich erwiderte: „Sie wissen schon, dass ich eine Prothese am rechten Bein trage? Apropos, welche Zeit bin ich denn gelaufen?“ Seine Antwort: „07:35 min“. „07:35 min!“ rief ich erfreut: „Persönliche Bestzeit!“ Das ist das Dilemma des Wettkampfsportes. Sollte er mir eine Eins geben? Goldmedaille für Rainer Schmidt, obwohl er als Letzter ins Ziel gekommen ist? Andererseits war ich der einzige mit persönlicher Bestzeit und hätte eigentlich die beste Note bekommen müssen. Kaum hatte ich diesen Gedanken ausgesprochen, meldete sich ein Mädchen: „Ich müsste eigentlich auch in eine andere Startklasse. Sabine ist 20 Kilogramm leichter als ich und 10 cm größer. Ist doch klar, dass die schneller laufen kann.“ Da begriffen wir: Jeder Wettkampf ist immer ein Vergleich zwischen Äpfeln und Birnen. Sport als Wettkampf muss immer bemüht sein, faire Wettkampfklassen zu bilden. Ich war schlicht in der falschen Klasse gestartet. Inklusion heißt nicht, jede und jeder muss immer und überall alles mitmachen dürfen. Ich habe übrigens von dieser Erkenntnis sehr profitiert. Gäbe es keine Startklasse für Herren, Kurzarmige, hätte ich nie Gold gewonnen. Nur in einem Wettkampf, der unter einigermaßen homogenen Teilnehmern stattfindet, kann ich glänzen. Im Wettkampfsport sind Abgrenzungen also völlig legitim. Doch in einem wettkampfgeprägten Bereich wie dem Sport ist Inklusion möglich. Die Lösung liegt in einer geänderten Aufgabenstellung, zum Beispiel: „Jeder läuft in seinem Tempo. Nach 10 Minuten sollt ihr einen Puls von 150 haben.“ oder es heißt: „Wir trainieren heute Beweglichkeit am Tisch (früher wäre es Beinarbeit gewesen, das aber können einige von uns nicht mitmachen)“. Alle Teilnehmenden sollen Erfolgserlebnisse haben und das Gefühl der Dazugehörigkeit. Menschen sind soziale Wesen.

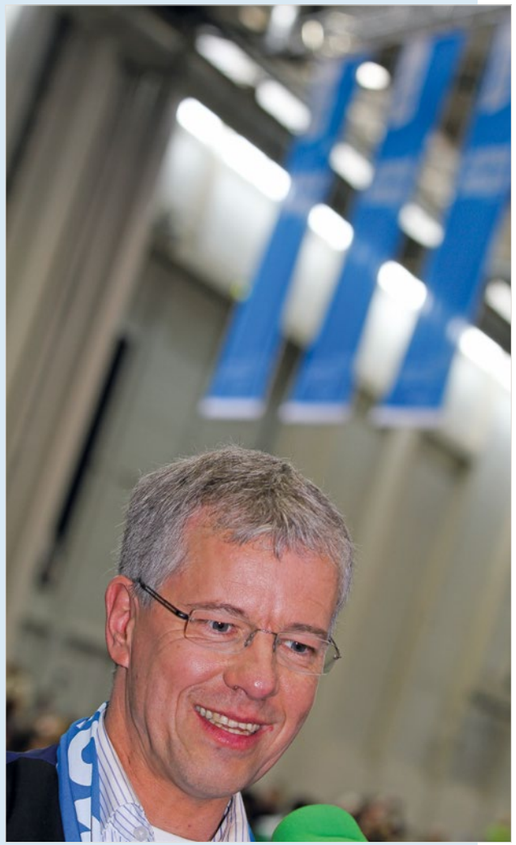
Ich erinnere noch einmal daran, wie mein Trainer beim ersten Training zu mir sagte: „Ich weiß nicht, wie du mit uns Tischtennis spielen kannst, aber wir werden es gemeinsam herausfinden.“ Inklusion heißt: Gemeinsam ausprobieren, wie mehr Teilhabe gelingen kann. Inklusion ist gut für alle, weil alle herzlich willkommen sind und alle mitmachen sollen.

Fotos: epd bild (1), C. Plautz (1)

# „Kirchen sollen Inklusionsagenten sein“

**Worin liegen die Herausforderungen in Kirche und Gesellschaft?**

**Rainer Schmidt:** Es ist schlecht zu greifen, was Gesellschaft ausmacht. Ich spreche lieber von konkreten gesellschaftlichen Feldern. Schule ist eines der wichtigsten. Es geht um längeres gemeinsames Lernen. Und es dürfte keine Separation aufgrund von Behinderung und sozialer Herkunft geben. Ein anderes Feld heißt: Die großen Zentraleinrichtungen gegen Hilfen vor Ort einzutauschen. Darüber hinaus: 90 Prozent des Wissens über Behinderung wird durch Medien vermittelt. Leider wird in den Medien viel zu unreflektiert von Menschen mit Behinderungen gesprochen. Medienmacher müssen so über Menschen mit Behinderungen berichten, wie die sich selbst sehen. Zum Beispiel sind Menschen im Rollstuhl nicht an diesen gefesselt. Der Rollstuhl ermöglicht Freiheiten. Niemand ist trotz Behinderung glücklich, sondern wegen eines glücklichen Ereignisses. Die Aktion Mensch, früher Sorgenkind steht beispielhaft für diesen Wandel: Einst gab es Medienkampagnen über arme Behinderte, heute wird die Normalität des Lebens mit Grenzen dargestellt.



*Rainer Schmidt auf dem Podium des Kirchentags 2013 in Hamburg*

**Welche Rolle haben die Kirchen beim Thema Inklusion?**

Die Kirchen sollten eigentlich Inklusionsagenten sein. Das wäre der Anspruch. Meine Erfahrung ist: viele Menschen kümmern sich in den Kirchen um Teilhabe von Menschen mit Behinderung. Sehr engagierte Menschen. Es ist aber noch immer viel zu oft ein Kümmern um andere, statt mit anderen etwas zusammen zu machen. Im Grunde handelt es sich um eine Vorform des klassischen Diakoniemodells. Den gedanklichen Wechsel hinzubekommen, dass Menschen mit Behinderung vollwertige Mitglieder der Kirche sind, müssen wir noch einüben.

Aber grundsätzlich gilt für mich: Ich bin froh, dass es die Kirche gibt. Sie ist für mich ein Lebensraum, in dem Menschen nicht miteinander verglichen werden (müssen). Wo die Gleichwertigkeit aller Menschen bei gleichzeitig großer Einzigartigkeit wenigstens noch gepredigt wird. Wo Jugendarbeit nicht aus Wettkampfspielen besteht. Gut, manchmal entdecke ich auch in den Kirchen Barrieren. Schließlich sind Gemeinden nicht identisch mit dem Reich Gottes: Wenn im Gottesdienst für Kranke und Behinderte gebetet wird, als würden nicht alle hin und wieder krank werden und als wären wir nicht alle arg begrenzt. Gerne zitiere ich die Theologin Dorothee Sölle: „Gott hat keine anderen Hände als unsere.“ Ja, unsere! Also meine nicht, aber die der anderen. Das heißt, es sind unsere Hände. Denn Talente, Begabungen und Charismen haben wir, damit wir sie in den Dienst des Zusammenlebens stellen. Eltern stellen sich in den Dienst der Kinder, wer predigt, macht das für andere. Ebenso sind wir alle Angewiesene. Inklusion ist eigentlich völlig selbstverständlich.

**Rainer Schmidt** *ist Pastor, Buchautor, Dozent, Kabarettist und Paralympicssieger im Tischtennis. Der mehrfache Weltmeister gehört mit sechs Goldmedaillen zu den erfolgreichsten Teilnehmern bei den Paralympics. Er beendete seine Sportkarriere 2008 in Peking.*

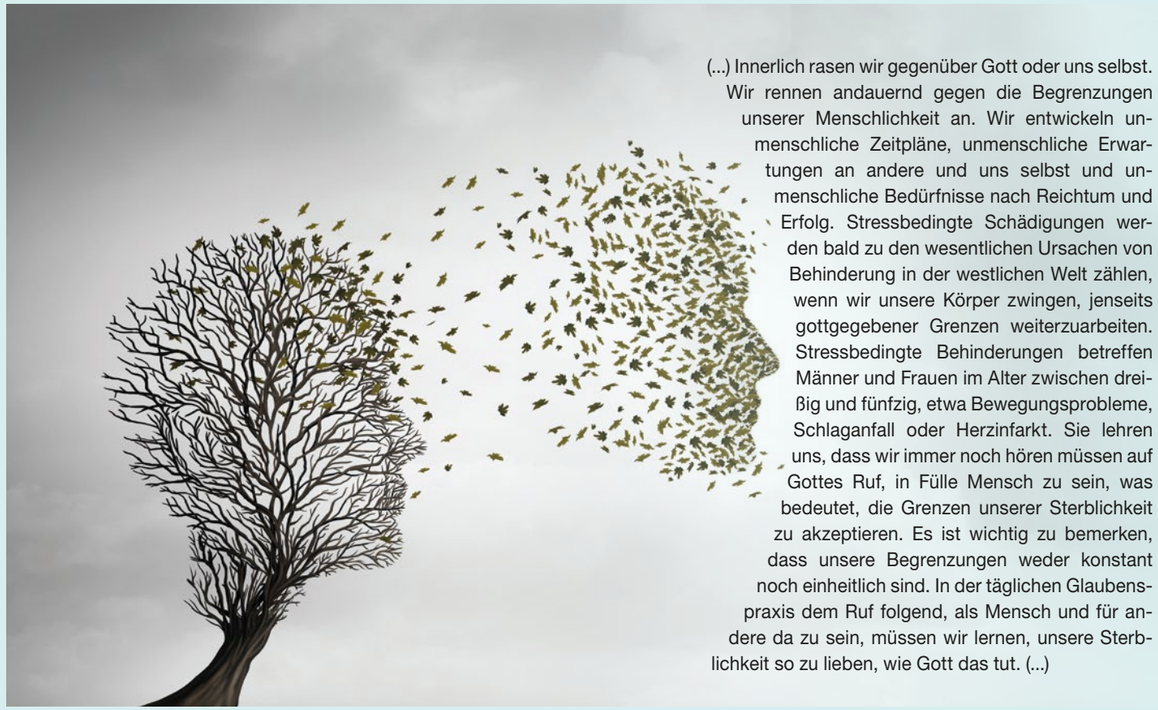
# Dem behinderten Gott begegnen

Die US-amerikanische Theologin und Professorin für Religionssoziologie ***Nancy L. Eiesland***, selbst von Geburt an behindert, entwickelte eine Befreiungstheologie der Behinderung. Zentral ist für sie die Erkenntnis, dass der auferstandene Christus sich selbst als verwundeter, behinderter Gott zu erkennen gab. Dem „behinderten Gott“ begegnen bedeutet, Gerechtigkeit für Menschen mit Behinderungen zu verwirklichen und das Risiko einzugehen, alte theologische Gewissheiten und Lebensweisen kritisch zu prüfen und neue zu entwickeln.

## Gewagte Vorstellung

Schließlich möchte ich darüber nachdenken, als Ergebnis der Begegnung mit dem behinderten Gott eine riskierende Vorstellung zu entwickeln. Ich habe eine Freundin, Alice Wexler, die von der Huntington-Krankheit bedroht ist, einer genetisch bedingten Krankheit. Diese Erkrankung trifft Menschen in der Mitte ihres fünften Lebensjahrzehntes und führt zu einem anhaltenden, fortschreitenden Verlust geistiger und nervlicher Fähigkeiten. Alice beobachtete ihre Mutter, wie sie einen langen und schmerzvollen Tod an dieser Huntington-Krankheit starb. Sie und ihre Schwester haben hart daran gearbeitet, Forscher dabei zu unterstützen, die genetische Spur dieser Krankheit zu entdecken. Nach etwa einem Jahrzehnt wurde der genetische Marker gefunden und ein Test entwickelt, der Menschen mit dem Risiko dieser Erkrankung darüber Aufschluss geben kann, ob sie das Gen in sich tragen, das heißt, ob sie die Huntington-Krankheit entwickeln werden – denn diese Gene zu haben bedeutet sicher, die Krankheit zu bekommen. Nachdem sie für diesen Test gearbeitet hatte, entschied Alice sich jedoch, ihn nicht selbst durchzuführen. Sie erklärte ihre Wahl, in dem sie mir und anderen sagte, sie könnte mit dem Risiko leben, aber sie fände es – gleich, ob der Test ein positives oder negatives Ergebnis hätte – sehr schwierig, sich damit abzufinden, nicht länger mit dem Risiko zu leben, wobei Risiko genetisch verstanden ist. Dem Risiko ausgesetzt zu sein ist eine grundlegende Erfahrung menschlichen Lebens. Es ist unser Geburtsrecht. Welchen theologischen Nutzen wir daraus ziehen, liegt an uns. Wir können eine risikobereite Vorstellung pflegen, die versteht, dass wir, wenn wir die Bedeutung von Behinderung und chronischer Krankheit verstehen wollen, neue Wege in der Welt zu sein finden können. Auf eine Veränderung zuzugehen, ist riskant. Jedoch zu verharren, wo wir sind, ist tödlich. Hoffnungslosigkeit für Menschen mit Behinderungen und für chronisch Kranke nimmt kein Risiko auf sich. Das ist, was uns beigebracht wurde. Aber die Entschlossenheit, Hoffnung zu üben im Kontext unseres eigenen Lebens, unseres spirituellen Zuhauses und in der Welt ist riskant. Es gibt keine Gewissheit, dass unsere Mühen belohnt, unsere Klagen gehört, unsere Freuden gefeiert werden, dass unserem Schmerz Ehrfurcht gezeigt wird. Wir wissen nicht, ob Gerechtigkeit geschehen wird, und trotzdem müssen wir Hoffnung üben und für Gerechtigkeit arbeiten. Das ist Hoffnung als spirituelle Disziplin. Es gibt eine alte Geschichte, die Eli Wiesel weitererzählt. Er sagt: „Ein Mann wanderte in einen tiefen Urwald und wusste nicht, wo er war. Plötzlich sah er einen älteren Mann auf sich zukommen, und so rief er: Hilf mir, ich habe mich verirrt! Der ältere Mann schüttelte den Kopf und sagte, auch er habe sich verirrt, aber er hätte einen guten Rat. Er deutete rückwärts über seine Schulter. Gehe nicht in die Richtung. Die habe ich bereits ausprobiert.“ Theologisch haben Menschen mit Behinderungen fast alle, wenn nicht überhaupt alle, gut gebahnten theologischen Wege ausprobiert, um eine Antwort auf unsere Frage nach der Bedeutung einer Behinderung zu bekommen. Die meisten Pfade erwiesen sich als heimtückisch und ungangbar. Wir sind unzufrieden und bereit, neue Vorstellungen zu riskieren, neue Symbole und erneuertes Bemühen einzusetzen, um unsere versteckte Geschichte zu entdecken. Wir stellen diese Frage auch anderen, die sich betreffen lassen: Bist du bereit, das Risiko einzugehen, Gott tiefer zu verstehen, indem du dich auf volle Teilhabe von Menschen mit Behinderungen und chronisch Kranken in deiner Gemeinschaft und darüber hinaus einlässt? Werden wir gemeinsam eine riskierende theologische Vorstellung entwickeln, die fragt, was Gottes Vision menschlichen Wohlergehens nicht allein für einige ist, sondern für alle, nicht allein für die Ent-hinderten, sondern auch für die Behinderten, nicht allein für die in den westlichen Ländern, sondern auf der ganzen Welt? Menschen mit Behinderungen können christliche Gemeinden befähigen, die Bedeutung von Unterschiedlichkeit in unserer Mitte neu zu bedenken. Unsere Gegenwart erinnert jede und jeden, dass die Abgrenzungen zwischen Gruppen gegenseitig sind und sich verschieben, ohne klare Grenzen. Einzelne, die derzeit ent-hindert sind, können mit mehr als fünfzigprozentiger Wahrscheinlichkeit körperlich behindert werden, entweder auf Zeit oder auf Dauer. Wir sind eine Minderheit, der man unfreiwillig beitreten kann, ohne Vorwarnung und jederzeit. Dieses Risiko kann Kreativität und Offenheit hervorrufen für das, was Gott tun wird. Für einige ist es riskant, dem behinderten Gott zu begegnen. Wie auch immer: Ich glaube, dass diese Begegnung die Möglichkeit eröffnen kann, wahrzunehmen, wie Gott schon in der Welt handelt, und neue und bessere Vorstellungen zu entwickeln. Die Kirche muss sich selbst riskieren, wenn sie Gerechtigkeit verwirklicht sehen will. Ich bin überzeugt, dass wir, wenn wir unsere christliche Tradition sorgfältig und kritisch betrachten, Stücke einer verschütteten Geschichte entdecken und – vielleicht noch wichtiger – Wegzeichen entdecken, die uns auf dem Weg zu menschlichem Wohlergehen weiterbringen. Wenn wir riskieren, dem behinderten Gott zu begegnen, werden wir möglicherweise mit größerer Klarheit wahrnehmen, in welcher Fülle Gott in der Unverwechselbarkeit und Vielfalt um uns herum wahrzunehmen ist.

*(Auszug aus: Nancy L. Eiesland „Dem behinderten Gott begegnen“ in: Der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Hg: Stephan Leimgruber, Annebelle Pithan, Martin Spiekermann, Comenius Institut Münster, 2001; Kasten: ebd, S. 22)*



(...) Innerlich rasen wir gegenüber Gott oder uns selbst. Wir rennen andauernd gegen die Begrenzungen unserer Menschlichkeit an. Wir entwickeln unmenschliche Zeitpläne, unmenschliche Erwartungen an andere und uns selbst und unmenschliche Bedürfnisse nach Reichtum und Erfolg. Stressbedingte Schädigungen werden bald zu den wesentlichen Ursachen von Behinderung in der westlichen Welt zählen, wenn wir unsere Körper zwingen, jenseits gottgegebener Grenzen weiterzuarbeiten. Stressbedingte Behinderungen betreffen Männer und Frauen im Alter zwischen dreißig und fünfzig, etwa Bewegungsprobleme, Schlaganfall oder Herzinfarkt. Sie lehren uns, dass wir immer noch hören müssen auf Gottes Ruf, in Fülle Mensch zu sein, was bedeutet, die Grenzen unserer Sterblichkeit zu akzeptieren. Es ist wichtig zu bemerken, dass unsere Begrenzungen weder konstant noch einheitlich sind. In der täglichen Glaubenspraxis dem Ruf folgend, als Mensch und für andere da zu sein, müssen wir lernen, unsere Sterblichkeit so zu lieben, wie Gott das tut. (...)

*Abbildung: www.adpic.de*

# „Direkt Fragen stellen, das ist immer das Beste“

*Tim Melchert* hatte vor seinem Engagement als Freiwilliger gerade sein Abitur an der Schule für sehbehinderte Menschen in Marburg gemacht. Seit 2019 arbeitet er im *Zentrum für Mission und Ökumene* und schildert seine Erfahrungen.

**Was hat dich gereizt, dich 2019 für ein Freiwilliges Ökologisches Jahr in der Infostelle Klimagerechtigkeit zu bewerben?**
Vor allem die Vielfalt der Aufgaben und Themen. Wichtig war mir, mehr über die Arbeit in so einem Institut zu erfahren. Dazu gehört neben dem Büroalltag auch, dass ich hier mit Menschen zu tun habe und in diesem Rahmen zum Beispiel die Verbindung von Umweltthemen und den unterschiedlichen Kulturen kennen lernen kann. Dabei ist der Aspekt der Klimagerechtigkeit natürlich wichtig.

**Warst du schon vorher politisch engagiert?**
Ja, in Marburg gehörte ich zu denen, die sich von Anfang an für Fridays for future engagiert haben. Als ich als 16-Jähriger dorthin kam, um die Oberstufe zu besuchen, bekam ich in der Studentenstadt sofort Kontakt zur politischen Szene.

**Du hattest in Marburg das Gymnasium für Menschen mit Blindheit und Sehbehinderung besucht.**
Ich wollte nach der Realschule unbedingt noch das Abitur machen und diese Schule ist meiner Meinung nach deutschlandweit die beste Schule für junge Leute, die blind sind, oder die wie ich stark sehbehindert sind und nur noch zehn Prozent sehen können.

**Was ist dort besonders?**
Die Klassen haben höchstens 13 Schülerinnen und Schüler, so dass die Lehrkräfte die Einzelnen im Blick haben können. Das Lernkonzept basiert nicht ausschließlich auf abstrakten Herleitungen, sondern im wahren Wortsinn auf dem Begreifen. Zum Beispiel gibt es im Chemieunterricht plastische Modelle von molekularen Verbindungen oder es gibt digitale Schautafeln am Platz. Jedenfalls ist das Konzept so attraktiv, dass nun auch Eltern von Sehenden ihre Kinder dort anmelden wollten. Nun gibt es seit Schuljahresbeginn 2018/19 Klassen in denen Sehende, sehbehinderte und blinde Schüler und Schülerinnen gemeinsam lernen. Wobei auf eine gute Balance geachtet wird, so dass die Sehbehinderten und Blinden in der Mehrzahl bleiben. Eine gute Form von Inklusion.

Fotos: C. Wenn (1), B. Weissenborn (1)

**Welche Erfahrungen hattest du an staatlichen Schulen vorher gemacht?**
Mir ging es dort auch sehr gut. Bereits in der Grundschule bekam ich die Unterstützung, die ich brauchte, etwa größere Arbeitsblätter in DIN A3 mit entsprechend größerer Schrift. Als ich dann auf die Realschule in Horneburg gehen wollte, war vor allem mein zukünftiger Deutschlehrer zunächst höchst skeptisch, ob er einem Sehbehinderten in der Klasse auch gerecht werden konnte. Dann hat er jedoch bald gemerkt, dass es für ihn gar keine so große Unterrichtsveränderung bedeutet. Und ich war nachher einer seiner Lieblingsschüler. Als es dann allerdings darum ging, aufs Gymnasium zu wechseln, hätte ich auf eine noch weiter entfernte Schule wechseln müssen. Dort hätte es statt 300 Schülern und Schülerinnen nun über 2 000 gegeben. Das war zu viel und es war klar, dass ich dort nie die geeignete Unterstützung bekommen hätte. Also bin ich nach Marburg gegangen.

**Welche Erfahrungen machst du bei Begegnungen? Gibt es da eine Scheu von anderen?**
Nein. Vielleicht im allerersten Augenblick, wenn ich den Blicken anders begegne, als sie es gewohnt sind. Auch ich bin ja selbst ein offener Mensch, gehe gern auf andere zu, das macht es leicht in Kontakt zu kommen. Bei den Begegnungen ist es mir auch nicht wichtig, ob es nun heißt: Menschen mit Einschränkungen oder Behinderungen. Ich gebrauche ja selbst beide Begriffe. Entscheidend ist die Haltung und wie der Begriff gebraucht wird. „Bist du behindert?“, dieser Spruch gegenüber einem, den man gerade für dumm hält, ist natürlich auch oft in meiner Klasse gefallen. Das hat mich aber nie gestört, weil ich weiß, wie das gemeint ist. Zumal dann derjenige, der den Spruch rausgehauen hat, danach sofort in meine Richtung betont hat, dass das ja nur ein Spruch und nicht abfällig gemeint sei.

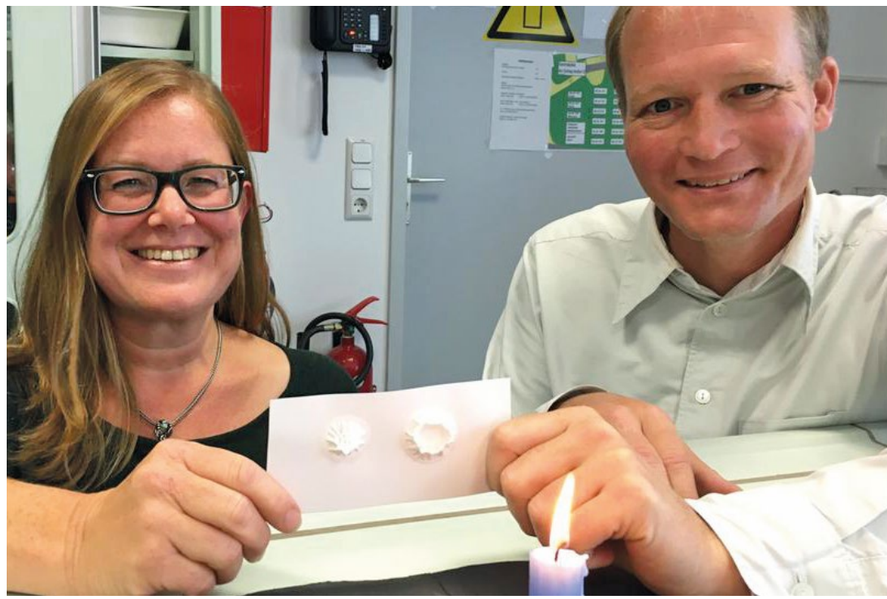
**Gab es bei deinen Bewerbungen Hindernisse?**
Ja, als ich mich als Freiwilliger beworben hatte, gab es tatsächlich auch Vorbehalte. So hatte mich eine Institution abgelehnt, weil sie meinten, den zusätzlichen Aufwand nicht leisten zu können, den meine Seheinschränkung mit sich bringe. Auch bei meiner jetzigen Stelle war man zunächst unsicher, ob man mir gerecht werden könne. So wurde ich gefragt, welche Unterstützung ich mir wünsche. Heute läuft es super. Direkt Fragen zu stellen, das ist immer das Beste. Umgekehrt habe ich auch keine Scheu zu sagen, wenn ich die Tür dahinten, die mir gezeigt wird, nicht gleich sehen kann. Ich habe mich einfach daran gewöhnt, Hinweise zu geben und habe dabei noch nie eine genervte Reaktion erlebt. Und wenn meine Kollegen und Kolleginnen das heute manchmal noch vergessen, dass ich nicht alles erkennen kann, werte ich das eher als ein gutes Zeichen.

**Was sind deine Ziele für die Zukunft?**
Sehr gern würde ich als Mediengestalter im Bereich Tontechnik bei einem Fernsehsender arbeiten. Als Tontechniker habe ich in Marburg bereits einige Erfahrungen gesammelt. Vorstellbar wäre für mich auch ein Biologiestudium oder ein Studium im Bereich Umweltschutz. Leider habe ich erfahren, dass einige ehemalige Mitschülerinnen und Mitschüler von mir ihr Studium nach kurzer Zeit abbrechen mussten, einfach weil sie keine geeignete Unterstützung bekommen hatten. So konnten sie zum Beispiel das Tafelbild nicht lesen oder hätten Arbeitsmaterial in größerer Schrift gebraucht. Eigentlich Kleinigkeiten, aber wenn es sich summiert, ist es mühsam, die Rücksicht immer wieder einzufordern. Hier gibt es noch Verbesserungsbedarf und ist noch mehr Aufmerksamkeit, vor allem auch von den Lehrkräften, gefordert.

**Was ist dein Wunsch für die Gesellschaft?**
Ich wünsche mir von der Gesellschaft, dass sie keine Angst davor hat, neue Herausforderungen in Form von Barrierefreiheit anzugehen. Meistens ist es gar kein Mehraufwand. Durch Digitalisierung kann zum Beispiel super viel für Sehbehinderte und Blinde getan werden. Also keine Scheu – Fragen stellen ist okay!

*Das Interview führte Ulrike Plautz.*

*Wie erklärt man einem Blinden, wie Feuer aussieht? Man lässt z. B. die Struktur ertasten. Tanja Schapat und Tobias Mahnke, Chemielehrer an der Blindenstudienanstalt (Blista) in Marburg, haben ein eigenes Konzept entwickelt, mit dem sich chemische Vorgänge gut erklären lassen. Das ist nicht nur für Sehbehinderte interessant.*



# Inklusive Schulen sind eine Chance

Inklusion an Schulen rückt den Umgang mit Vielfalt in den Mittelpunkt. Das ist eine Herausforderung, aber auch eine Gelegenheit, bisherige Normen zu überdenken.

*Britta Hemshorn de Sánchez*

Inklusion bedeutet die Anerkennung von Verschiedenheit als Normalität. Nicht nur im Bereich Bildung besitzt Inklusion, wenn man sie konsequent zu Ende denkt, eine revolutionäre Kraft. Denn sie geht von einem Menschenbild und von Werten aus, die nicht dem derzeitigen gesellschaftlichen Mainstream entsprechen. Inklusion ist kein Luxus, sondern gilt als überfällige Durchsetzung von Menschenrechten in einer pluralen Gesellschaft.

In der Allgemeinen Erklärung für Menschenrechte heißt es u.a.:

1. Jeder hat das Recht auf Bildung. Die Bildung ist unentgeltlich, zum mindesten der Grundschulunterricht und die grundlegende Bildung.

2. Die Bildung muß auf die volle Entfaltung der menschlichen Persönlichkeit und auf die Stärkung der Achtung vor den Menschenrechten und Grundfreiheiten gerichtet sein. Sie muß zu Verständnis, Toleranz und Freundschaft zwischen allen Nationen und allen ethnischen oder religiösen Gruppen beitragen und der Tätigkeit der Vereinten Nationen für die Wahrung des Friedens förderlich sein.

3. Die Eltern haben ein vorrangiges Recht, die Art der Bildung zu wählen, die ihren Kindern zuteilwerden soll." (UN-Generalversammlung, 1948, Artikel 26)

Es wird deutlich, dass es für alle nicht nur ein Recht auf Bildung gibt, sondern dass Bildung auch als Garantin für die Anerkennung der Menschenwürde und der Menschenrechte betrachtet wird. Damit kommt Bildungsinstitutionen besondere Verantwortung zu. Im schulischen Kontext heißt Inklusion demnach, die Verschiedenheit aller Lernenden zum Ausgangspunkt zu machen, das bedeutet konkret: sie wird zum Ausgangspunkt aller Konzeptionen und Planung für das Schulleben und den Unterricht.

Inklusion grenzt sich von anderen Begriffen ab, die den Umgang mit Verschiedenheit im Bildungsbereich kennzeichnen:

1. die Exklusion, bei der bestimmte Lernende von Bildung ganz ausgeschlossen werden,

2. die Separation, die bestimmten Lernenden in separaten Einrichtungen (Sonder-Schulen) Bildung zukommen lässt sowie die Integration, die vom Vorhandensein kategorialer Unterschiede ausgeht und die durch sonderpädagogische Unterstützung der einen Gruppe versucht, sie an die vermeintlich homogene Lerngruppe der anderen und die dort geltenden Normen anzupassen.

Inklusive Schule oder Bildung heißt also, dass alle Kinder unabhängig von ihren körperlichen oder geistigen Behinderungen sowie ihrer sozialen und ethnischen Herkunft gemeinsam in einer Regelschule unterrichtet werden.

In unserem gesellschaftlichen Kontext bewegt sich inklusive Schule immer in einem Spannungsfeld. Zum einen muss die Schulbildung die unterschiedlichen gesellschaftlichen Anforderungen an Bildung, nämlich Anpassung an gesellschaftliche Normen und Bildungsstandards erfüllen, und zugleich die Anforderungen der Inklusion, als Recht auf Verschieden-Sein.

## Wie kann ein gerechter Umgang mit Verschiedenheit aussehen?

Was bedeutet das für die Pädagogik? Wie kann ein gerechter Umgang mit Verschiedenheit aussehen? Bereits in den neunziger Jahren hat sich die Erziehungswissenschaftlerin Annedore Prengel mit dieser Frage auseinandergesetzt und den Ansatz einer „Pädagogik der Vielfalt" entwickelt. Als Grundsatz pädagogischen Handelns erachtet sie das Prinzip „Selbstachtung und Anerkennung der Anderen", das sowohl für Lernende als auch für Lehrende gilt. Als ein zentrales Bildungsziel hat sie formuliert: „Das Bildungsziel Selbstachtung gilt für jede, für jeden, gilt darum immer für mich und für die Anderen. Selbstachtung und Anerkennung der Anderen gehen hervor aus der einen Haltung des Respekts, die das gleiche Recht auf Lebensglück für die Verschiedenen gelten lässt." Inklusive Pädagogik betrachtet Heterogenität als Bereicherung. Doch da die Schule Kinder auf eine Gesellschaft vorbereitet, die (noch) nicht inklusiv ist, stellt Prengel auch die Frage nach der Leistungsbewertung und danach, „wie Lehrpersonen Schüler und Schülerinnen hinsichtlich der beiden widersprüchlichen Anerkennungskriterien – unbestimmte Heterogenität und bestimmte vergleichbare Schulleistungen – anerkennen sollen". Es geht also um eine Kultur der Anerkennung. So betont Prengel, dass Leistung und Anerkennung zwar zusammengehören, aber in dem Sinne, dass die Anerkennung der Person zur Förderung der Leistung beiträgt, weil der Person grundsätzlich Leistungsfähigkeit zugetraut wird. Demnach ist es Aufgabe der Lehrpersonen, Lernende dabei zu unterstützen, ihre Potenziale zu entdecken und zu entfalten. Entscheidend für eine anerkennende Rückmeldekultur ist auch der Umgang mit Fehlern. Fehlerfreundlichkeit ist ein wesentlicher Aspekt in der Pädagogik der Vielfalt.

Bei einer Pädagogik der Vielfalt geht es auch um eine Entwicklung einer neuen Lehr- und Lernkultur. Dazu gehört wesentlich das Hinterfragen bisheriger Normen. Schule soll Lernende auf das spätere Leben vorbereiten.

*„Inklusive Pädagogik betrachtet Verschiedenheit als Bereicherung". Mit dieser Haltung gingen auch die Menschen am 15. September 2019 in Berlin auf die Straße und forderten Inklusion statt Ausgrenzung.*

Fotos: www.adpic.de (1), epd bild (1)

Fortsetzung auf Seite 22

Gesellschaften sind allerdings offen, unbestimmt und in ständigem Wandel begriffen. In einer globalisierten Welt mit ihrer hohen Komplexität und rasanten Veränderungsprozessen sind zukünftig eventuell Kompetenzen erforderlich, die von der jetzigen Generation noch nicht als sinnvoll anerkannt werden. Eventuell verfügen Schüler*innen, die aktuell als „leistungsschwach“ gelten, über Kompetenzen, die in bestimmten Situationen gesellschaftlich äußerst relevant sein können. Darauf weisen etwa der Neurobiologe Gerald Hüther oder der Zukunftsforscher Harald Welzer hin, die auf Vielfalt der Wege, Beweglichkeit des Denkens und Experimentierfreude setzen.

Zum Hinterfragen von bisherigen Normen gehört auch das interdisziplinäre Denken, wo versucht wird, die Herausforderungen an Schule durch Inklusion von verschiedener Warte aus zu analysieren.

**Britta Hemshorn de Sánchez**
*arbeitet als Studienleiterin für Globales Lernen und Inklusion am Pädagogisch-Theologischen Institut der Nordkirche.*

## Kinder entwickeln eigene Fragen über Religion und Glauben

Wie könnte ein inklusiver Religionsunterricht aussehen? Unter den verschiedenen Ansätzen einer Religionsdidaktik scheint besonderes das Theologisieren mit Kindern und Jugendlichen geeignet zu sein, um einer Religionspädagogik der Vielfalt zu entsprechen. Dazu der Theologe Robert Schelander: „Religionspädagogische Bildungsvorgänge müssen in Zukunft ein Sensorium dafür entwickeln, welche Vielfalt an religiösen Einstellungen und biografischen Bezügen in den Lerngruppen, aber auch bei einzelnen SchülerInnen selbst, vorhanden sind und diese konstruktiv für Lernprozesse nutzen.“ Dabei gehört es zum Ziel der Kinder- und Jugendtheologie, Lernende zur Entwicklung eigener Fragestellungen anzuregen sowie sie zum eigenständigen Nachdenken über Religion und Glauben zu motivieren. Aufgabe der Lehrpersonen ist es, sie dabei zu begleiten. Inwieweit das Theologisieren mit Kindern und Jugendlichen einer Pädagogik der Vielfalt entspricht, hängt von vielen Faktoren und Rahmenbedingungen der Schule ab. Auch davon, inwieweit der Unterricht monokonfessionell, interkonfessionell oder interreligiös ist.

Eine Religionspädagogik, die sich die Anliegen der Pädagogik der Vielfalt zu eigen macht und an die Erfahrungen und Lebenswirklichkeiten der Schüler*innen anknüpft, bietet eine gute Grundlage für Dialogfähigkeit und damit für einen inklusiven Unterricht. Denn er beruht in besonderer Weise auf der Anerkennung der Anderen, indem er Konstruktionen der Lernenden beziehungsweise der Anderen ernst nimmt und von verabsolutierenden Wahrheitsansprüchen absieht.

Eine Theologie der Inklusion steht noch am Anfang. Aber vielleicht schenkt gerade die Einsicht in die Unabgeschlossenheit und Fragmentarität aller theologischen Entwürfe die Freiheit und Offenheit, die für eine Entwicklung der Religionspädagogik der Vielfalt wichtig ist.

Es gibt theologisch und religionspädagogisch einen breiten Fundus, um inklusive Religionspädagogik zu gestalten. Allerdings braucht es bessere Rahmenbedingungen. Widersprechende Anforderungen an Schule und Unterricht: die bereits genannte Spannung zwischen Anpassung an eine (noch) nicht inklusive Gesellschaft und die Aufgabe, Lernenden eine freie Entfaltung ihrer Potenziale zu ermöglichen, kann auch zur Belastung und Verunsicherung von Lehrpersonen beitragen. Hier besteht ein großer Bedarf, sowohl organisatorisch als auch schulpolitisch an menschenwürdigen Rahmenbedingungen zu arbeiten. Ebenso haben hier auch Kirche und kirchliche Bildungseinrichtungen Verantwortung. Bildung und Gerechtigkeit stehen aus menschenrechtlicher und theologischer Sicht in einem engen Zusammenhang. Inklusion ist, wie auch Prengel betont, immer nur bruchstückhaft zu realisieren. Diese Schritte können jedoch im Horizont der Hoffnung getan werden. Einen Beitrag zur Hoffnung zu geben, das ist ein Beitrag, den Religion bei der Entwicklung hin zu einer inklusiven Gesellschaft und Bildung leisten kann.

*Fotos: www.adpic.de (1), privat (1), Die Schlumper (1)*





# Gemeinsam stark

„O.T. (mit Vogel), 2017 von Bernhard Krebs. Der 69-jährige Künstler ist Mitglied der Ateliergemeinschaft „Die Schlumper“. Sie wurde 1984 von dem Hamburger Künstler und Kunstpädagogen Rolf Laute und gegründet. Das Hamburger Atelier bietet heute 30 Künstler*innen mit unterschiedlichen Behinderungen einen festen Arbeitsplatz. 1993 entstand das selbstständige Arbeitsprojekt „Schlumper von Beruf“, dessen Trägerschaft 2002 von der Evangelischen Stiftung Alsterdorf übertragen wurde. Die Werke der Künstler*innen werden heute in drei Hamburger Galerien ausgestellt. Mehr Informationen: **www. schlumper.de**

# Musik machen, ohne Barrieren

In Jerusalem gibt es seit kurzen ein einzigartiges musiktherapeutisches Angebot vor allem für Menschen mit Multipler Sklerose.

*Ulrike Plautz*

Musik ist ein Lebenselixier. Sie ist die Sprache, die in aller Welt direkt verstanden wird – über alle Grenzen hinweg. Nicht nur das Hören, sondern auch das Musikmachen begeistert. Damit daran möglichst viele teilnehmen können, gibt es nun in Jerusalem ein besonderes musiktherapeutisches Angebot für Menschen mit Einschränkungen. Seit kurzem bietet das Grabski-Zentrum mit der Musikstation A-Muse eine innovative, effektive und unterhaltsame Therapie an, die es vor allem Menschen mit Multiple-Sklerose-Erkrankungen unterschiedlichen Grades ermöglicht, selbst Musik zu machen. „Musik ist international und es gibt keinen Grund, warum es nicht auch Menschen mit Einschränkungen genießen sollten“, erklärte Kabi Vizel, Direktor des Grabski-Zentrums gegenüber dem Fernsehsender i24news. Die Musikstation „A-Muse“ übersetzt Bewegung in Klang. Durch eine Bewegung der Arme oder Beine oder auch nur des Kopfes vor den Sensoren der Musikstation können Klänge erzeugt werden und daraus können dann sogar Musikstücke entstehen. Viele entdecken ihr schöpferisches Potenzial, das sie gleich hören können. Mickey Moore ist Mitgründer und CEO der Musiktherapieeinrichtung und begeistert von dem Möglichkeiten. „Es ermöglicht allen Teilnehmenden, selbst Musik zu machen, unabhängig von der Art der Einschränkung. Und vor allem sie können es auch gemeinsam tun“.

Vor zehn Jahren hatten sich Start-Up Unternehmer mit der Verbindung von High Technology, Musik und Therapie beschäftigt, um eine neue Methode zu entwickeln, die musiktherapeutisch auch von Menschen genutzt werden kann, die unter unterschiedlichen körperlichen und geistigen Einschränkungen leiden. „Der eine kann nur einen Arm bewegen, der andere nur einen Finger, das haben wir auch bei der Entwicklung unserer Geräte berücksichtig und sie daraufhin spezialisiert“, erklärte Azriel Dror, vom Start UP Unternehmen. Ihnen geht es darum, die Programme so individuell auf die Bedürfnisse der Anwendenden zuzuschneiden wie irgend möglich. Diese Methode sei nicht nur ein Erlebnis, sie diene auch der Therapie, so Vizel. Mit einer einzigartigen Sensortechnologie kann die Station außerdem Patientendaten in Echtzeit sowie für Langzeitanalysen bereitstellen und analysieren. Damit ist es möglich, eine Vielzahl von Erkrankungen zu behandeln. Und das wichtigste ist, sie macht Spaß.

Dieses einzigartige Projekt in Jerusalem hatte Anfang Dezember 2019 auch eine Delegation der Nordkirche, bestehend aus führenden Vertreter*innen der am interreligiösen Forum beteiligten Religionsgemeinschaften im Rahmen einer Studienfahrt besucht. Das A-Muse-Projekt des medizinischen Grabski-Zentrums wird unterstützt von der Wohltätigkeitsorganisation Colel Chabad, der größten und ältesten des Landes. Von den musiktherapeutischen Möglichkeiten waren nicht nur Christian Wollmann, Direktor des *Zentrums für Mission und Ökumene* und Sönke Lorberg-Fehring, Beauftragter für Christlich-Islamischen Dialog, begeistert.

Beeindruckend ist dabei vor allem die gelungene Kombination aus Therapie, Kreativität und Freude am Tun. Er habe nicht das Gefühl in einem Therapieraum zu sein, erklärte Oded Stern, Patient des Grabski-Zentrums und Anwender des Programms A-Muse. „Ich kann Musik machen, ohne dass ich an meine Behinderung denken muss.“





# Selbstverständliches Zusammenleben

An vielen Orten in Indien wird Inklusion einfach gelebt. Ein Beispiel dafür sind die Anganwadi-Zentren in den Dörfern Odishas. Hier lernen alle Kinder gemeinsam.

*Dietrich Schneider*

Wir sind in Deutschland weit davon entfernt, die Inklusion von Menschen mit Behinderung als selbstverständlich anzusehen. Noch sind Beispiele gelungener Teilhabe das Besondere und werden öffentlich herausgestellt. Vielleicht ist Inklusion gelungen, wenn darauf nicht mehr hingewiesen werden muss. Dann würde umgekehrt die Aussonderung zur Normabweichung. In diesem Artikel soll der Frage nachgegangen werden, ob es in fremden Kulturen einen anderen Umgang mit Menschen gibt, die geistig oder körperlich beeinträchtigt sind und ob es dort besser gelingt, diese Menschen an den gesellschaftlichen Ressourcen teilhaben zu lassen.

Die Erweiterung der Perspektive ist nützlich und der Blick auf andere Länder und ihre Kulturen bringt zuverlässigen Erkenntnisgewinn. Als Deutscher in Indien und beruflich ein Leben lang mit Integration und Inklusion von Menschen mit Behinderung befasst, ist man mit Schwierigkeiten und Scheitern wohl vertraut, macht aber zugleich erstaunlich positive Erfahrungen. Man kann kaum anders, als vergleichend zu beobachten. Wo es um Geschwisterlichkeit geht, stellt sich naturgemäß auch die Frage: Was ist für Menschen mit Behinderung zur Überwindung alltäglicher Hindernisse hilfreich und was können wir von Indien lernen? Wir fragen uns, was in Indien

*Fortsetzung Seite 26*

*In den Klasssen der Anganwadi-Zentren lernen Kinder mit und ohne Einschränkungen gemeinsam.*

*Fotos: www.adpic.de (1), D. Schneider (1)*

*Essenspause im Anganwadi-Zentrum. Die ersten Zentren dieser Art wurden in den 70er Jahren zur Verbesserung der gesundheitlichen Situation der Kinder eröffnet.*

anders ist als in Deutschland und warum hier offenbar ohne besondere Anstrengung gelingt, was in Deutschland eine der größten gesellschaftlichen Herausforderungen in der Schulbildung, aber auch in anderen gesellschaftlichen Bereichen, darstellt.

Zunächst sollte man berücksichtigen, dass in Indien nicht nur anders gegessen und anders gesprochen, sondern auch anders gedacht wird. Dieses Andere bezieht sich nicht nur auf den Umgang mit Zeit. Den Unterschied zwischen linearem und zirkulärem Zeitverständnis hat man nach den ersten Verabredungen schnell verstanden. In der indischen Kultur gibt es aber auch ein besonderes Denken im Blick auf, aus unserer Sicht, normabweichendes Verhalten. Hier besteht eine andere gesellschaftliche Norm und diese soziale Übereinkunft verändert den Umgang miteinander. Für uns erscheint dieser andere Umgang oft als Toleranz gegenüber den in unserem Denken definierten Verhaltensauffälligkeiten. Wir sind meistens positiv beeindruckt.

Uns berührt, wie respektvoll mit den vielen Menschen umgegangen wird, die auf der Straße leben. Deren auffälliges Verhalten ist oft Folge oder Symptom psychischer Erkrankungen. Wir belehren in Deutschland Auszubildende und Studierende über wertschätzendes Auftreten gegenüber Menschen mit Behinderung. Dagegen scheint dies in Indien selbstverständlich. Wenn wir unsere Mahlzeiten in kleinen „Hotels“, das sind einfache Garküchen am Straßenrand, einnehmen, werden dort selbstverständlich Bettler*innen, Alkoholkranke und Menschen mit auffälligem Habitus bedient und versorgt. Für uns war das, besonders in den ersten Monaten unseres Aufenthaltes, ungewohnt. Aber die Besitzer*innen der Lokale haben offenbar nicht zu befürchten, dass ihnen wegen dieser für uns ungewöhnlichen Kundschaft die zahlenden Gäste ausbleiben. In den staatlichen Primary Schools, als ein weiteres Beispiel gelungener Inklusion, werden alle Kinder eines Jahrganges eingeschult. Behinderung spielt dabei keine Rolle, zumindest nicht als Ausschließungsgrund. Die Kinder erleben Teilhabe und die Möglichkeit sozialen Lernens. Der besondere pädagogische Bedarf der Kinder mit Behinderung wird dabei aber kaum berücksichtigt. Diese Aussage gilt für den Grundschulbereich. Natürlich gibt es auch in Indien ausgezeichnete Institutionen der Sonderpädagogik, besonders für Menschen mit Seh- und Hörbehinderung und im Bereich der beruflichen Bildung. Initiativen engagierter Eltern, die sich wegen des gemeinsamen Lernens um das Fortkommen ihrer nichtbehinderten Kinder sorgen und sich organisieren, um schulische Inklusion zu verhindern, wären hier kaum denkbar.

## Was zählt, ist Stabilität

Es gibt in Indien keinen gesellschaftlichen Diskurs um Inklusion von Menschen mit Behinderung, denn sie geschieht einfach. Man könnte sagen, dass die Gesellschaft im besten Sinne inklusiv ist und es ist offenbar so, dass es einer im Ganzen inklusiven Gesellschaft bedarf, um weitgehende Teilhabe von Menschen mit Behinderung zu erreichen. Wo Einbeziehung weniger selbstverständlich ist, etwa bei der gesellschaftlichen Integration von Einwander*innen und Angehörigen anderer Religionsgemeinschaften, ist die Schwelle zur Teilhabe ebenfalls niedrig. Da die Gesellschaftsstrukturen und sozialen Verhaltensweisen über Jahrtausende durch den Hinduismus geprägt wurden, lässt sich im Blick auf diese „Mutter aller Religionen“ (Swami Vivekanand) im Vergleich zum Christentum vielleicht eine Antwort finden, warum hier etwas gelingt, was uns wünschenswert und doch so schwer erreichbar erscheint.

Der Gedanke, dass Gott die Welt liebt und nicht nur herrscht, sondern sich sogar als Bruder der Menschen offenbart, ist dem Hinduismus fremd. Mit Jesus und seinem Leben und Lehren im Sinne von Geschwisterlichkeit ist in christlich geprägten Gesellschaften das Ziel aller sozialer Initiativen vorgegeben. Die Abweichung wird zur Erreichung eines wünschenswerten gesellschaftlichen Zustandes als störend angesehen und muss, wo dies möglich ist, korrigiert werden. Der Mensch mit Beeinträchtigung wird von vielen als „der sich und andere behindernde Mensch“ gesehen, wie es im Klassiker der Sozialpsychiatrie von Klaus Dörner und Ursula Plog heißt. In diesem Kontext sind soziale Mobilität und Pflicht zur Kompensation von Funktionsstörungen obligatorisch. Der Hinduismus erscheint dagegen als ein Entwurf gesellschaftlicher Beständigkeit, der Annahme auch schwerer Schicksale und des ausdrücklichen Verzichts auf sozialen Aufstieg. Dem Erhalt der gesellschaftlichen Segmente – Familien, Kasten und tribale Gemeinschaften – hat sich der einzelne Mensch mit seinen Wünschen und Zukunftsvorstellungen unterzuordnen. In diesem Weltverständnis wachen Göttinnen und Götter über die Einhaltung der auf Stabilität der vorgegebenen Ordnung ausgerichteten Lebensvollzüge, ohne sich auf Heilsversprechen festzulegen. Sie gelten als mächtig, aber nicht unbedingt als Menschenfreunde. So mag für gläubige Hindus wohl Unzufriedenheit mit der jeweiligen Lebenssituation bestehen, aber dieses Unbehagen soll nicht Anlass zur Veränderung der Lebensumstände sein. Das Kind mit schwerer Behinderung erlebt in der Familie ohne Vorbehalte Liebe und Annahme. Oft steht es sogar im Mittelpunkt des Familienlebens in aufwendiger Sorge um Gesundheit und körperliches Wohlergehen. Eine besondere pädagogische Förderung wird aber meistens nicht als notwendig angesehen.

## Frühförderung von Kindern

Staat und Gesellschaft stehen in Indien vor enormen Herausforderungen. Die derzeitige Regierung hat die Aufgabe erkannt, das Land unter den Bedingungen der Globalisierung zu öffnen und an die weltwirtschaftlichen Erfordernisse anzupassen, ohne die große kulturelle und religiöse Tradition Indiens aufgeben zu müssen.

Im Bereich der Hilfen für Menschen mit Behinderung erleben wir erfreuliche Entwicklungen. Ein Beispiel ist die Tätigkeit der Anganwadi-Zentren. Die ersten Einrichtungen dieser Art wurden in den siebziger Jahren zur Verbesserung der gesundheitlichen Situation der Kinder, besonders in den Dörfern, eröffnet. In den letzten Jahren sind nicht nur viele neue Zentren gebaut worden, sondern sie sind auch durch Erweiterung des Aufgabenbereiches und durch höhere Qualifikation (und Bezahlung) der Mitarbeiter*innen erheblich aufgewertet worden. Diese Häuser sind jetzt Ausgabestellen der kostenlosen Frühstücks- und Mittagsmahlzeiten für Vorschulkinder. Es finden Mütterberatung und gesundheitliche Aufklärung statt und von hier aus werden die Impfkampagnen organisiert und durchgeführt. Für die Anganwadi-Arbeiter*innen besteht die Verpflichtung zur Weiterbildung und dazu gehört seit einigen Jahren auch die Vermittlung grundlegender Kenntnisse zur Frühförderung von Kindern mit so ge-nannter „cerebral palsy“ (Lähmung in Folge frühkindlicher Hirnschädigung) und anderen Behinderungen. Hier werden auch die Bescheinigungen ausgestellt, die Familien behinderter Kinder zum Empfang finanzieller Nachteilsausgleiche, derzeit 500 bis 900 Rupien (etwa 6-12 Euro) pro Monat, und technischer Hilfen berechtigen. Ohne dass dieser Begriff gebraucht wird, sind die Anganwadi-Zentren Orte praktizierter Inklusion.

In starker Vereinfachung könnte man sagen, dass in Indien die Lebensvollzüge der einzelnen Menschen auf das Wohlergehen der Gemeinschaft ausgerichtet sind, während in unseren westlichen Kulturen das Individuum mit seinen Bedürfnissen im Vordergrund steht. Der segmentären Gesellschaft Indiens, die noch immer traditionell in Stämmen, Kasten, Familien und Religionsgemeinschaften organisiert ist, stellt sich die Aufgabe, auch ihren behinderten Angehörigen die Möglichkeit zu eröffnen, durch qualifizierte Förderung vorhandene persönliche Reserven zu mobilisieren und Beeinträchtigungen womöglich zu kompensieren. Die westliche Gesellschaft wird, wenn sie Inklusion tatsächlich will, die Durchsetzung der Einzelinteressen auf ihre Wirkung bei der Entwicklung von Konzepten zum gemeinsamen Lernen, Arbeiten und Leben kritisch untersuchen müssen. Der Soziologe Peter Fuchs hat im Blick auf die besondere Situation von Menschen mit Behinderung zu bedenken gegeben, dass Inklusion in sozialen Gruppen zur „Reduktion von Freiheitsgraden“ bei allen Beteiligten führt. Dies müsse berücksichtigt werden, wenn Inklusion gelingen soll. So gesehen ist Teilhabe auch an die Bereitschaft zum Teilen und zur Zurücknahme eigener Wünsche gebunden. Von der Kultur Indiens können wir sehr viel lernen, insbesondere im Blick auf die Unterordnung individueller Bedürfnisse unter die Interessen der Gemeinschaft. Wenn es um das Teilen als Grundlage menschlicher Gesellschaft geht, an der auch Menschen mit Behinderung gleichberechtigt partizipieren können, müssten wir eigentlich gut vorbereitet sein. In einer Welt des Materialismus ist Christen mit der Aufforderung zur Geschwisterlichkeit die nötige Anleitung durch Jesus Christus von jeher gegeben.

**Dr. Dietrich Schneider,** *Ökumenischer Mitarbeiter des Zentrums für Mission und Ökumene (ZMÖ). In dieser Funktion sind er und seine Frau Silke Schlünzen seit 2018 ehrenamtlich in der Jeyporekirche in Odisha tätig. Zu ihren Aufgaben gehört aufsuchende Sozialarbeit für Familien mit behinderten Angehörigen und für Menschen in besonderen Lebenslagen, wie Slumbewohner und Straßenkinder. In der Jeyporekirche waren beide bereits von 2012-2014 im Auftrag des Zentrums engagiert.*

*Fotos: D. Schneider (2)*

# Das Wantok-System und die Nächstenliebe

Das Sozialsystem in Papua-Neuguinea ist im Umbruch. Können Wantok- oder Dorfgemeinschaften künftig die Basis sein für die Inklusion von Menschen mit Behinderungen, die pflegebedürftig sind?

*Maiyupe Par*

Um die Bedeutung von Inklusion in unserer Gesellschaft zu verstehen, möchte ich kurz ausholen und das Wantok-System erläutern, das unsere Gesellschaft heute noch prägt:

„Wantok“ ist in der Pidgin Sprache ein Beziehungsbegriff. Die Bedeutung ist offen und vielfältig: Er kann Freund, Verwandte, Kamerad, Nachbar oder ähnliches bedeuten und basiert auf den englischen Worten: „one talk“. Demnach sind meine Wantoks also diejenigen, die meine Sprache sprechen. Dass nun alle, die Pidgin sprechen, damit zugleich auch meine Wantoks sind, ist allerdings ein Irrtum. Auch der Feind kann die gleiche Sprache sprechen.

In unseren zahlreichen einheimischen Sprachen gab es bei uns zunächst kein Wort für „Wantok“. Der Begriff entstand außerhalb der traditionellen Verwandtschafts- und Gemeinschaftsbeziehungen. Als junge Männer damals ihre Dörfer verließen, um in Plantagen oder Minen zu arbeiten, suchten sie in der Fremde ein Zuhause, Schutz und Geborgenheit und fühlten sich natürlich vor allem bei denen gut aufgehoben, die aus der gleichen Gegend kamen und die gleiche Sprache sprachen. Hier fanden sie etwas von dem wieder, was sie verlassen mussten. So wurde die Suche nach den Gleichsprachigen, nach dem eigenen „Wantok“ zur Lebensstrategie und eine Form der Überlebenskultur. Im Gegensatz zum Wort „Wan-Blut“ („Ein-Blut“) für Blutsverwandte, kann man bei einer „Wantok“–Beziehung wählen, mit wem man sie eingehen möchte. Blutsverwandte und Wantoks sind also etwas Verschiedenes, trotzdem passiert es oft, dass auch sie als Wantoks bezeichnet werden.

## Was ist das Verbindende in der Kultur?

Wie alle Systeme, hat auch das Wantok-System Vor- und Nachteile. Von großen Vorteil ist es, wenn es um den Einzelnen geht. Diejenigen, die ihr Heimatdorf für kurze oder längere Zeit verlassen, können sicher sein, dass sie Unterkunft und Verpflegung bei Wantoks in der Stadt finden werden. Dort werden Alte, Kranke und Pflegebedürftige genauso vom Wantok-System getragen, wie sie auch von Blutverwandten in der Heimat getragen werden würden. Auch Arbeitslose profitieren von diesem System. Angesichts eines fehlenden staatlichen Sozialversicherungssystems, erweist sich das Wantok-System als wichtige und nötige Überlebensstrategie.

Es gibt aber auch große Nachteile. Dieses System spaltet die Gesellschaft eher in verschiedene Stämme und Regionen, als dass es verbindet. Demnach ist der Ruf nach Einheit des Landes als Nation schwer realisierbar. Das wird deutlich, wenn man eine Stadt wie Lae oder Port Moresby besucht. Viele Stadtbewohner leben in sogenannten „Compounds“ oder „Blocks“. In Stadtvierteln oder auf Grundstücken, die für eine Niederlassung vorgesehen sind, die aber über keine richtige Infrastruktur verfügen. Meist werden diese Compounds nach Regionen benannt, aus denen die meisten Bewohner herkommen. So gibt es zum Beispiel, einen „Papuan Compound“ in Lae oder einen „Tari Compound“ in Port Moresby. Jede*r bringt seine eigene Kultur und Lebensweise in sein Viertel mit und pflegt sie. So entwickeln sich die Städte nicht zu Orten, in denen Menschen aus verschieden Gegenden zusammen leben, sondern sind oft Orte, in denen sie nebeneinander her leben. Man kann auch von Parallelkulturen sprechen. Dass es oft zu Konflikten und Kämpfen zwischen verschiedenen Gruppen in Städten kommt, ist eine Folge dieses Wantok-Systems. Klar, jede*r ist verpflichtet, eigene Stammesleute zu schützen. Sogar Kriminelle finden Zuflucht bei ihren Leuten und fühlen sich damit zur Gegenleistung verpflichtet. Auch darum ist die Kriminalität in den Städten sehr hoch. Selbst Polizisten, die zur Neutralität verpflichtet sind, sind zwischen Staats- und Wantok-System hin und hergerissen. So kommt es oft vor, dass Polizisten ihre Positionen missbrauchen, indem sie Verbrecher aus ihren Gruppen laufenlassen oder unterstützen und Menschen aus anderen Stämmen bekämpfen oder auch rächen. Vielerorts wird über Korruption in der Politik und Missbrauch von öffentlichen Geldern geklagt. Das Unrechtsbewusstsein ist allerdings begrenzt. Schließlich wurden die Gelder ja benutzt, um eigene Leute zu unterstützen. Die Frage ist: Was ist die gemeinsame Kultur, die alle verbindet?

Fotos: Thorsten Krafft (1), ZMÖ-Bildarchiv (1)

*Dalina Bakine, hier mit ihrem Sohn, engagiert sich für Inklusion und ist Leiterin des kirchlichen „Lutheran Disability Programs“ in Papua-Neuguina.*

## Liebe deinen Wantok wie dich selbst

Ins Pidigin übersetzt lautet das Gebot der Nächstenliebe (LK 10, 27b): „Liebe deinen Wantok wie dich selbst“. Interessant ist hier die Frage des Schriftgelehrten: „Wer ist denn mein Wantok?“ Die Antwort Jesu erfolgt in Form des Gleichnisses vom barmherzigen Samariter, und unterstützt auf den ersten Blick das Wantok-System. Fordert sie doch dazu auf, zumindest nach der Pidgin-Version, den eigenen Wantok nie im Stich zu lassen. Auf der anderen Seite aber bringt Jesus ganz andere Werte in das System. Er will damit auch sagen, dass Wantoks nicht nur deine Stammesleute sind. Gottes Liebe hat keine Grenze. Sie ist weder endlich noch ist sie abhängig von unserem Status und Verdienst. Gott liebt auch Fremde und Pflegebedürftige, Menschen, die einem manchmal auch nichts zurückgeben können. Ja, Gott liebt sogar die Feinde.

Das ist erst einmal schwer zu begreifen. Es ist fremdes Gedankengut und passt nicht in das Wantoksystem. Im Gegenteil, es steht sogar im Gegensatz dazu. Deswegen ist es eine große Herausforderung, diese Werte in die Praxis umzusetzen. Wie geht man etwa mit älteren und pflegebedürftigen Menschen um? Im Dorf sind sie unter den eigenen Blutverwandten relativ gut aufgehoben. Problematisch wird es in der Stadt. Nicht selten geschieht es, dass Pflegebedürftige von ihren Wantoks zum Betteln geschickt werden, um zusätzlich Geld einzutreiben. Es gibt keine staatlichen Einrichtungen für Behinderte und Alte in der Stadt.

## Angst und Vorurteile abbauen

Nichtregierungsorganisationen und die Kirchen waren die ersten Initiativen, die sich mit diesem sozialen Problem auseinandergesetzt haben. So hat die Evangelisch-Lutherische Kirche 2009 das „Lutheran Disability Program“ entwickelt, das nun seit 2012 Teil des Hauptbereichs Seelsorge ist. Finanziell unterstützt wurde es von den Partnerkirchen sowie von der australischen Regierung („AUS AID“) durch das „Church Partnership Program“. Heute arbeiten die katholische, die anglikanische, und die unierten Kirchen, sowie die Sieben Tage Adventisten, Baptisten und die Heilsarmee mit der lutherischen Kirche zusammen.

Dalina Bakine ist Leiterin dieses Programms und verantwortlich dafür, dass die beteiligten Kirchen bei der Umsetzung in die Praxis eine einheitliche Richtung verfolgen. Wie das genau aussehen wird, und was für die Menschen wirklich gut ist, wird sich zeigen. Dalina Bakine hat noch kein Patentrezept, aber viel Lebenserfahrung. Sie hat einen schwerbehinderten Sohn, der heute dreißig ist und bei ihr wohnt. Seit sie vor einigen Jahren ihren Mann verloren hat, muss sie ihn allein versorgen. Zur Frage, welche Methode zum papua-neuguineischen Kontext passt, meint sie: „Wir nehmen eine „community-based-rehabilitation“, also eine Methode, die auf den Dorfgemeinschaften basiert. Das bedeutet, Kirchen werden versuchen, existierende Dorf- oder Wantok-Gemeinschaften zum Mitmachen zu bewegen.

Zunächst wird es in darum gehen, Angst und Vorurteile abzubauen. Dann gibt es das Angebot von Lese- und Schreibprogrammen, sowie Musik und Sportunterricht, der so behindertenfreundlich wie möglich gestaltet wird. Dalina Bakine steht der Idee skeptisch gegenüber, Zentren für pflegebedürftige Menschen zu bauen. Zunächst aus Finanzmangel. Aber dann auch aus sozialen Gründen: Es sei schwer vorstellbar, Menschen von ihren Verwandten und Wantoks zu trennen und die Verantwortung für ihr Leben anderen, auch fremden Menschen zu überlassen.

In dieser Situation haben besonders Kirchen das Potenzial, ein menschenwürdiges, inklusives Miteinander zu ermöglichen. Das Wantok-System kann dabei eine wichtige Rolle spielen.

**Maiypue Par** *ist Pastor der Evangelisch Lutherischen Kirche in Papua-Neuguinea und absolviert derzeit ein Studium der Interkulturellen Theologie in Hermannsburg und Göttingen.*

# Das wahre Wesen von Gemeinschaft

Auch auf den Philippinen wird der Ruf nach Inklusion immer lauter. Dafür sind nicht nur im Bildungswesen radikale Veränderungen notwendig. Eine Chance für die ganze Gesellschaft.

*Niza Joy Santiago*

Kasama“ – so lautet das philipinische Wort für „mit“. In dem Begriff kommt zum Ausdruck, wie sehr wir in unserer Gesellschaft das Zusammensein mit anderen schätzen. Die philippinische Kultur ist vor allem gemeinschaftlich ausgerichtet und schätzt den Wert der Familie. Unsere Familien, sie sind unser Stolz und unser Rückhalt. Vor allem die Eltern sind stolz auf ihre Kinder. Daher ist es auch herzzerreißend für Eltern, wenn die Kinder eine Behinderung haben. Solch ein Fall ruft unterschiedliche Reaktionen hervor. Am häufigsten ist es ein Gefühl von Schuld. Vor allem für die Mutter. Viele Mütter können nicht anders, als zu denken, dass sie während der Schwangerschaft etwas falsch gemacht hätten, und ihr Kind nun aus dem Grund behindert geboren wurde. Einige Eltern vermuten darin eine Strafe Gottes. Manche beschuldigen andere, wie zum Beispiel die Hebamme, den Doktor oder das Krankenhaus. Wieder andere sehen darin ein Zeichen, dass ihnen Glück für ihr Geschäft bringt.

Es ist bei uns der Stolz jeder Familie, wenn das Kind in der Schule Erfolg hat. Das philippinische Schulsystem ist sehr leistungsorientiert. Daher stehen die Kinder unter dem Druck, schnell lernen und die Schule gut meistern zu müssen. Unter allen Eigenschaften wird Talent sehr viel mehr bevorzugt, als physische oder mentale Schwächen. Kinder mit solchen Schwächen werden schnell bemitleidet oder herabgesetzt. Das daraus entstehende Gefühl von Scham und das geringe Selbstwertgefühl treffen nicht nur die unmittelbar Betroffenen, sondern übertragen sich auf die ganze Familie. Das ist eine Herausforderung für „Kasama“, für den sozialen Zusammenhalt und die Solidarität.

Die Volkszählung auf den Philippinen hat 2010 ergeben, dass in 92,1 Millionen Haushalten rund eineinhalb Millionen Menschen mit physischen und psychischen Einschränkungen leben, das sind 1.57 Prozent der Bevölkerung. Laut Statistik von 2013 ist eine von fünf Personen mit Einschränkungen unter 14 Jahre, drei zwischen 15 und 64 Jahre und eine über 65 Jahre alt. Eine Möglichkeit, Menschen mit Behinderungen an der Gesellschaft zu beteiligen, besteht darin, Regelungen für die Bildung zu finden, die dafür sorgen, dass diese Menschen in Zukunft größere Chancen haben, einen Beitrag zur Gemeinschaft zu leisten.

## Familien konnten sich die besondere Schulbildung nicht leisten

Die Schule spielt eine entscheidende Rolle in der Entwicklung eines Kindes und darüber hinaus hat jedes Kind ein Recht auf Bildung. Hier erfahren sie, wie man schreibt, wie man lernt und wie man Werte entwickelt. Das ist nicht nur für Kinder mit Einschränkungen eine Herausforderung, sondern auch für die Lehrpersonen und für die Schule.

Im Jahr 1902 wurde durch die Initiative eines amerikanischen Pädagogen erstmals ein Schulprogramm entwickelt, in dem taube und blinde Kinder gleichberechtigt behandelt werden sollten. Fünf Jahre später wurde in Manila eine Schule für Taube und Blinde errichtet. Der amerikanische Anthropologe David Barrow, als Pädagoge und Generaldirektor für Bildung auf den Philippinen maßgeblich an der Umstrukturierung des Bildungssystems beteiligt, sorgte für die Errichtung weiterer Schulen für Kinder mit Einschränkungen, von denen sich allerdings alle in der Hauptstadt befanden. 1957 hatte die Regierung das Programm für spezielle Bildung weiter entwickelt. Dazu gehörten Lehrerschulungen, die Integration der Kinder mit Einschränkungen in reguläre Schulklassen, sowie die Stärkung der regionalen Schulen und der sogenannten Sonderschulen. Erst 1997 wurde die Sonderpädagogik an allen Schulen eingeführt.

Obwohl die Kinder mit Einschränkungen besondere Aufmerksamkeit erhielten und sie die Möglichkeit hatten, eine Schule zu besuchen, wurden sie von den anderen Kindern getrennt unterrichtet. Daher hatte der Begriff „sonder“ von Beginn an einen negativen Klang. Man wurde schief angesehen, wenn man sagte, dass man auf eine Sonderschule geht. In den 90er Jahren gab es erstmals auch auf dem Land Erziehungseinrichtungen für Kinder mit Einschränkungen. Allerdings wurden sie staatlich nicht subventioniert. So hatten die Sonderschulen auf dem Land im Gegensatz zur Stadt den Ruf, teuer und elitär zu sein. Nur reiche Familien konnten sich hier für ihre Kinder eine Ausbildung in guten privaten Bildungszentren leisten, nur sie hatten Zugang zu entsprechenden Therapien und medizinischen Behandlungen.

Foto: R. Ranoco/REUTERS (1), C. Wenn (1)

*Joey De Leon (32) engagiert sich für Inklusion. Er wurde mit Zerebralparese geboren und nahm jüngst in Manila an einem Freiheitsmarsch teil, um auf die Rechte der Behinderten aufmerksam zu machen.*

## Inklusion erfordert radikale Veränderungen in unserer Gesellschaft

In den letzten Jahren gab es vermehrte Kritik an dieser Aufteilung und immer mehr Fürsprecher für inklusive Bildungseinrichtungen. Bildungsbeauftragte der Regierung haben nun mit einem Programm dafür gesorgt, dass Schulen und Universitäten Menschen mit Behinderungen aufnehmen können. Die große Herausforderung liegt darin, nicht nur neue Einrichtungen zu schaffen. Es müssen auch Lehrstrategien und Lehrprogramme modifiziert werden, um Schüler*innen und Student*innen mit Einschränkungen an Lehre und Bildung teilhaben zu lassen. Inklusion fordert von Schulen und Lehrkräften mehr Anstrengung und Engagement. Vor allem, wenn in einer Klasse manchmal 40 bis 60 Kinder lernen, weil es noch zu wenig Einrichtungen gibt. Allein diese Zahl ist für jede Lehrkraft eine Herausforderung. Sie wird dann umso größer, wenn in der Klasse Kinder mit Einschränkungen sitzen, die mehr Aufmerksamkeit brauchen.

Kasama, der philippinische Ausdruck für „mit“, fordert also eine radikale Veränderung in unserem Bildungssystem, an unseren Arbeitsplätzen und in unserer Gesellschaft. Das ist auch mit Anstrengung verbunden. Aber durch Inklusion kann eine Gesellschaft auch wachsen! So hat gerade der Unterricht von Kindern mit Einschränkungen und die Begegnung mit ihnen bei mir bewirkt, geduldiger, kreativer, leidenschaftlicher, liebenswürdiger und fröhlicher zu sein. Inklusive Bildung verändert die Kultur einer Schule oder Universität und fördert die Akzeptanz von Vielfalt.

In einer inklusiven Gesellschaft lernen nicht nur Eltern und Familien, sondern alle. Dabei vermittelt Kasama ein Gefühl von Sicherheit, Akzeptanz und Dazugehörigkeit und hilft, die Herausforderungen zu bewältigen. Durch die Inklusion lernen wir, mit Menschen zu leben, die anders sind als wir. Das ist doch das wahre Wesen von Gemeinschaft.

**Niza Joy Santiago,** *Pastorin des Konvents der philippinischen Baptistengemeinden (CPBC) und studierte Sonderpädagogin, ist derzeit Stipendiatin an der Missionsakademie der Universität Hamburg.*

Zeichnung: www.adpic.de (1), Schriftzeichen: Wikimedia commons (1)

# Kreativer Schub für mehr Inklusion

Noch ist China von einer Gleichberechtigung und Inklusion von Menschen mit Behinderung weit entfernt. Aber seit 2002 hat sich einiges getan. Vor allem die Diakoniestiftung Amity Foundation hat vieles bewirkt.

*Isabel Friemann*

Jedes Staatsoberhaupt Chinas gibt eine Devise für die Periode seiner Regierungszeit aus. Das war üblich bei den Kaisern des Altertums und hat sich bis in die Gegenwart erhalten. Unter Präsident Xi Jinping heißt die Devise „der chinesische Traum“. Dieser kollektiv verordnete Traum sieht vor, das Land zu einer wohlhabenden und modernen Weltmacht zu entwickeln, einer Weltmacht mit chinesischen Charakteristiken und chinesischen Werten. Von jedem Einzelnen wird erwartet, an der Realisierung dieses Traumes mitzuarbeiten.

Traditionellerweise wird in China vom Großen zum Kleinen hin gedacht. Das macht sich an vielen Beispielen bemerkbar. Eine Adresse beginnt mit Nennung der Provinz, danach kommt die Stadt, dann die Straße und am Ende steht der Name der Person. Im Sprachgebrauch wird der Familienname vor dem Rufnamen genannt. Teil einer definierten Gruppe zu sein, sei es die Familie, Schulklasse oder Arbeitseinheit und die Identifikation damit wird als vollkommen natürlich und positiv empfunden. Würde und Rechte des Individuums sind dem Wohl der Gruppe untergeordnet. Heldenfiguren in Literatur, Filmen und Propaganda sind immer Personen, die sich uneigennützig aufopfern, ihren eigenen Gefühlen und Befindlichkeiten keine Beachtung schenken. Innerhalb der Bezugsgruppe gibt es eine hierarchische Ordnung, die klare Entscheidungsträger definiert und das Funktionieren von Abläufen regelt. So ist es einerseits klar, dass das Individuum nicht die gleichen Rechte haben kann wie die Gemeinschaft und es innerhalb der Gemeinschaft Unterschiede in Stand, Bedeutung und Wert von Personen gibt. Aus diesen Prämissen ergibt sich das Grundgerüst der sogenannten „asiatischen Werte“, das dem westlichen Menschenrechtsbegriff kritisch entgegengesetzt wird.

Menschen mit Behinderungen gelten per se als Behinderung der Gemeinschaft. Sie stören die Harmonie und werden von Abergläubigen sogar als Strafe für Fehlverhalten betrachtet. Ausnahme: sie erweisen sich durch spezielle Fähigkeiten als nützlich. So wurde Blinden gerne eine besondere Gabe zur Weissagung zugesprochen. Auch heute gelten sie Vielen als von Natur aus prädestiniert zum Musizieren oder einer Tätigkeit als Masseur oder Masseurin. Einen Ehrenstatus erhalten Menschen mit Behinderungen, wenn sie sich diese durch Alter oder besondere Einsätze im Krieg oder bei der Arbeit zugezogen haben, denn das heißt, sie stehen in Zusammenhang mit ihrem Dienst an der Gemeinschaft.

## Diakoniestiftung Amity leistete Pionierarbeit

Als Amity Foundation, die von chinesischen Christen gegründete Diakoniestiftung, 1985 ihre Tätigkeit aufnahm, war die Betreuung von Blinden einer der ersten Arbeitsbereiche. Es war ihr Traum, benachteiligten blinden Kindern und Erwachsenen ein selbstbestimmtes Leben zu ermöglichen. Auch wenn der chinesische Blindenverband heute die größte und einflussreichste Lobby behinderter Menschen in China darstellt, leistete Amity Pionierarbeit als erste Nichtregierungsorganisation (NGO), die sich diesem Thema widmete. Mitarbeitende der Stiftung zogen damals durch ländliche Gebiete, um blinde Menschen in Dörfern aufzuspüren. Nicht selten wurden diese von ihren Familien vor den Augen der Nachbarn versteckt und nur mit dem Nötigsten versorgt. Aus Unkenntnis und Angst, sich bei möglichen Erkundigungen in der Öffentlichkeit eine Blöße zu geben, geschah es in Extremfällen, dass Eltern blinde Kinder wie Tiere im Anbau ans Haus hielten, nicht mit ihnen kommunizierten, ihnen nicht beibrachten sich alleine anzuziehen, geschweige denn mit Hilfe eines Stockes zu gehen. Intensive Aufklärungsarbeit und Schulungsmaßnahmen waren nötig. Amity förderte über Jahrzehnte den Aufbau von Blindenschulen und veranstaltete Ausbildungskurse, etwa zum Füttern und zur Versorgung von Hühnern. Später erarbeitete die Stiftung Lehrmaterial und ermöglichte die Ausbildung von Lehrerinnen und Lehrern für Inklusionsunterricht mit Blinden an lokalen Grund- und Mittelschulen. Amity Foundation hat ihren Sitz in der Stadt Nanjing. Seit ihrer Gründung bis heute ist sie mit der Nordkirche durch enge Kooperationen partnerschaftlich verbunden.

Eine zweite Gruppe von Menschen mit Behinderungen, um die Amity sich bereits früh bemühte, sind Gehörlose. Noch häufiger als bei Blinden waren und sind Angehörige mit niedrigem Bildungsniveau überfordert, tauben Kindern ein Umfeld zu bieten, in dem sie ihre Fähigkeiten entwickeln können. In ländlichen und strukturschwachen Gebieten ist die Kindererziehung häufig den Großeltern überlassen, während die Elterngeneration sich in den Großstädten als Wanderarbeiter verdingt. Wie verständigen sie sich mit ihren stummen Enkeln? In vielen Fällen rein intuitiv. Auch hier leistet Amity Aufklärungs- und Überzeugungsarbeit, um taubstummen Kindern den Weg zu einem Schulbesuch mit entsprechender Förderung zu ebnen. Für viele Betroffene ist es eine überwältigende Erfahrung, wenn sie zehn oder vierzehn Jahre alt sind und zum ersten Mal mit anderen Taubstummen zusammenzukommen, sich als Gleiche unter Gleichen fühlen dürfen. Die Kommunikationsmöglichkeiten, die sich ihnen über das Erlernen von Zeichensprache und den Einsatz moderner Medien erschließen, sind wie ein Wunder und wie das Geschenk eines neuen Lebens.

Wenn die Geburt eines behinderten Kindes in China immer schon eine besondere Belastung für die Großfamilie darstellte, hat die 1980 eingeführte Ein-Kind-Politik die Situation weiter verschärft, trotz Sondergenehmigungen für ein zweites Kind in Härtefällen. Nachwuchs ist gleichbedeutend mit Altersvorsorge. Insbesondere der älteste Sohn trägt die zukünftige Verantwortung für Pflege und Unterhalt der Eltern. Töchter gehen nach der Hochzeit in den Clan ihrer Ehemänner über. So ist, zumindest in bäuerlichen Gemeinschaften, die Geburt eines gesunden Sohnes nicht nur erwünscht, sondern ausgesprochen wichtig. Das System der staatlich kontrollierten und mit hohen Strafen durchgesetzten Familienplanung hat zu einer erhöhten Auslese geführt. Abtreibungen von weiblichen Föten wurden so häufig, dass Ultraschalluntersuchungen ohne besondere Indikation verboten werden mussten. Das 1995 in Kraft getretene „Gesetz zur Gesundheitsvorsorge für Mutter und Kind“ definiert im ersten Paragraphen das Ziel, die Qualität der Bevölkerung zu erhöhen. Bei Verdacht auf genetisch bedingte Erkrankungen schwerwiegender Natur, ansteckende Krankheiten und Geisteskrankheiten ist jede Diagnostik erlaubt, ein Schwangerschaftsabbruch bis ins dritte Trimester hinein erwünscht.

*Fortsetzung auf Seite 34*

*Die chinesische Paralympics-Goldmedaillengewinnerin Huang Lisha, nach dem 100 m Frauen-Finallauf.*

## Netzwerk für Kunstgruppen

In China hört man nur wenige Stimmen, die sich gegen diese Eugenetik oder die allgemeine Abtreibungspraxis zu Wort melden. Eine davon ist die streitbare Katholikin Theresa Meng (Meng Weina), als junge Frau ausgezeichnet als vorbildliche Arbeiterin und selbst Tochter eines hoch dekorierten Parteifunktionärs. Sie gründete 1991 unter dem Namen Huiling (wörtlich: weise Seele) die erste Tagesstätte für Erwachsene mit geistigen Einschränkungen in Beijing. Frau Mengs Glaubwürdigkeit und Integrität erlauben ihr, lautstark für die Würde jedes von Gott geschenkten Lebens zu kämpfen. Tag und Nacht teilt sie ihr Leben mit Betroffenen und scheut sich nicht, mit Forderungen nach Räumlichkeiten und finanzieller Unterstützung an Nachbarschaftskomitees und kommunale Behörden heranzutreten. Durch ihr Charisma hat Huiling inzwischen ein Netzwerk von 80 sogenannten Hausgruppen in 12 Städten aufbauen können. In den Tagesstätten werden vor allem künstlerische Ausdrucksmöglichkeiten gefördert. Es gibt Beschäftigungsangebote mit Malerei, Musik, dem Einstudieren von Tänzen und kleinen Theaterstücken, die gegen Spenden vor Touristengruppen und Besuchern dargeboten werden. Eine solche Versorgung ist bisher nur in den großen, gut situierten Städten und mit Hilfe von Sponsoren zu erreichen.

Für einen Großteil der Bevölkerung gibt es diese Art von Unterstützung nicht. Neben den negativen Folgen für das gesellschaftliche Ansehen und die Aussicht auf einen abgesicherten Lebensabend belastet ein Mensch mit Behinderungen seine Familie finanziell erheblich. Die Entwicklung eines Sozialversicherungssystems ist noch lange nicht flächendeckend abgeschlossen. Kosten medizinischer Untersuchungen und Behandlungen müssen zum Teil privat bezahlt werden – wie hoch der Anteil ist, hängt von den finanziellen Möglichkeiten der Kommune ab. Für viele Menschen auf dem Land oder in strukturell schwachen Gebieten gibt es noch keine Möglichkeit der Kostenerstattung. Ein Neugeborenes mit Behinderungen auszusetzen, ist manchmal die einzige Option, ihm eine medizinische Versorgung aus staatlicher Hand zukommen zu lassen. Operable Fehlbildungen wie Gaumenspalten oder Klumpfüße sind oft Anlass, Babys anonym vor Krankenhäusern abzulegen. Ein Drittel aller chinesischen Heimkinder fällt in diese Kategorie.

## Die Paralympics waren ein weiterer Meilenstein

Die atemberaubende Entwicklung Chinas in den letzten Jahrzehnten hat, einhergehend mit dem gesellschaftlichen Wandel, auch Veränderungen in Haltung und Umgang mit Behinderungen bewirkt. Am Sichtbarsten wurde diese Entwicklung im Vorfeld der olympischen und paralympischen Spiele 2008 in Beijing. Im Mai 2008 erschütterte ein schweres Erdbeben mit 70.000 Todesopfern die Provinz Sichuan. Das Ausmaß der daraufhin einsetzenden Spendenbereitschaft und Hilfsinitiativen zeugten von einer Anteilnahme, mit der niemand gerechnet hatte. Als hätte sich zeitgleich mit dem Beben der zivilgesellschaftliche Raum geöffnet, entfaltete sich fast simultan eine ungeheure kreative Energie sozialen Unternehmertums. Täglich gründeten sich neue NGOs. Amity Foundation stellte Räume, Know-How und logistische Starthilfe in seinem frisch eingerichteten NGO-Inkubator zur Verfügung. Neu war die Gründung von Interessenverbänden. So riefen 2008 einige Freunde mit Glasknochenkrankheit ihre eigene Selbsthilfegruppe ins Leben, die sich unter dem Namen China-Dolls, Zentrum für seltene Erkrankungen, einen Namen machte. Heute ist China-Dolls eine feste Größe in der Landschaft der Lobby-Gruppen. Neben individueller Fachberatung und Finanzierung von medizinischen Maßnahmen und Organisation von Fachkonferenzen, treten ihre Vertreter sehr selbstbewusst in der Öffentlichkeit auf.

Die Paralympischen Spiele waren ein weiterer Meilenstein der Aufwertung behinderter Menschen in der chinesischen Wahrnehmung. Bei der Eröffnung im September sagte der damalige Präsident Hu Jintao: „Die Austragung der Paralympischen Spiele ermöglicht uns, den humanistischen Geist einen Schritt weiter voranzubringen, um den Schutz der Rechte und Interessen von Menschen mit Behinderung sicherzustellen, dass sie als gleichberechtigte Mitglieder der Gesellschaft an den sozialen und wirtschaftlichen Entwicklungen teilhaben werden.“ Um alle Zuschauerplätze bei allen Wettkämpfen zu füllen, wurden Eintrittskarten an Schulen und Firmen verschenkt. Die Pekinger nahmen mit Begeisterung Anteil an den Spielen, bestaunten und bewunderten die Leistungen der Athletinnen und Athleten.

*Fotos: J. Cairnduff/REUTERS (1), Amity Faundation (1), C. Wenn (1)*

*Zhou Jian (33) arbeitet heute in der Bäckerei der Diakoniestiftung Amity und wurde im Laufe der Jahre zum Werbeträger der sozialen Einrichtung.*

Die sichtbarsten Entwicklungen hin zu Inklusion von Menschen mit Behinderungen fielen in die Regierungszeit von Hu Jintao, 2002-2013. Unter dem Motto „harmonische Gesellschaft“ zielten die politischen Bemühungen in dieser Periode besonders auf eine Verringerung der enormen Unterschiede zwischen Arm und Reich, sowie Stadt- und Landbevölkerung. Ein ehrgeiziges Unterfangen war auch der schrittweise Aufbau eines Renten- und Sozialversicherungssystems. Religiöse Organisationen wurden ausdrücklich eingeladen, sich an der Lösung sozialer Probleme zu beteiligen und z.B. eigene Altersheime und Pflegeeinrichtungen zu schaffen. Die Ein-Kind-Politik und massenhafte Arbeitsmigration hatten einen ungeheuren demographischen Wandel nach sich gezogen. Mit dem raschen wirtschaftlichen Aufstieg gingen eine beschleunigte Alterung der Gesellschaft und Tendenzen zur Auflösung der traditionellen Familienstrukturen einher.

Mit Sättigung der materiellen Grundbedürfnisse für die große Mehrheit stellte sich in China aber auch eine größere Bereitschaft zu Wohltätigkeit und ehrenamtlichem Engagement ein. Es kam in Mode, dass Prominente ihr Gesicht für Kampagnen zur Verfügung stellten. Durch den Spielfilm „Ocean Heaven“, in dem der Starschauspieler Jet Li als Vater eines großen Sohnes mit Autismus auftritt, wurde die Entwicklungsstörung 2010 zu einem mit viel Interesse und Wohlwollen beachteten gesellschaftlichen Thema. Aus Menschen mit Behinderungen wurden Menschen mit besonderen Fähigkeiten. Auch Nicholas Tse, Sänger und Schauspieler mit Kultstatus, setzt sich ein. Er wirbt beim gemeinsamen Anrühren von Plätzchenteig für die Arbeit der Amity-Bäckerei in sozialen Netzwerken für den „Geschmack der Liebe“. Die Bäckerei bietet Menschen mit geistigen Behinderungen eine Berufsausbildung und ein bezahltes Anstellungsverhältnis, so etwa dem heute 33jährigen Zhou Jian mit Down Syndrom. Herr Zhou verbrachte die ersten 20 Jahre seines Lebens zu Hause bei der Mutter. Dann kam er in eine von Amity betreute Wohngruppe und lernte einfache Fertigkeiten. Als einer der ersten Trainees der Bäckerei 2007 avancierte er im Laufe der Jahre zum bekannten Gesicht und Werbeträger.

Noch ist China weit von einer Integration oder Gleichberechtigung von Menschen mit Behinderungen entfernt. Im Straßenbild treten sie kaum in Erscheinung; nur wenige Orte und Einrichtungen bemühen sich konsequent um Barrierefreiheit. Aber es gibt viele positive Anzeichen und Geschichten der Hoffnung. Ähnlich wie in Deutschland scheint der Weg zur Inklusion erst einmal den Umweg über spezialisierte Förderung und Sonderbehandlungen zu gehen, bevor eine echte Integration in alle Bereiche des gesellschaftlichen Lebens erreicht werden kann. Mein persönlicher Traum ist es, dass der Satz von Richard von Weizäcker überall auf der Welt zu einer Selbstverständlichkeit wird: „Es gibt keine Norm für Menschen, es ist normal, verschieden zu sein.“

**Isabel Friemann**
*ist Referentin für Ostasien und Leiterin der Chinalnfostelle im* Zentrum für Mission und Ökumene.
*Die Theologin und Sinologin lebte von 2004 bis 2012 in Peking.*

# Verantwortung für Frieden unter den Religionen

Hamburg und Dar es Salaam feierten 10 Jahre Städtepartnerschaft. Eines der Haupthemen war der interreligiöse Dialog.

*Claudia Ebeling*

Geistliche sollten Vorbilder für einen interreligiösen Dialog sein, der sich auf Respekt und Toleranz gründet, so äußerten sich führende Vertreter von Christen und Muslimen aus Hamburg und Dar es Salaam. „Wir müssen gemeinsam öffentlich sichtbar sein. Unsere Mitglieder sehen so, dass Verständigung und gemeinsames Handeln für Frieden und Zusammenhalt möglich sind“, sagte Bischof Alex Malasusa aus Dar es Salaam von der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Tansania (ELCT) am 14. Januar 2020 im Rahmen eines Fachgespräches im Hamburger Rathaus. „Für den Frieden unter den Religionen müssen auch Politik, Polizei oder andere zivilgesellschaftlichen Einrichtungen Verantwortung übernehmen“, ergänzte Sheik Fadhil Suleiman Soraga. Er ist in Tansania Berater des Ministers für Verfassung und Recht in Islamfragen. Hamburg und Dar es Salaam sind Partnerstädte und begehen in diesem Jahr ihr 10-jähriges Jubiläum. Zum Auftakt der Feierlichkeiten sind Bischof Malasusa und Sheik Soraga in die Hansestadt gekommen.

Der Beauftragte für den Christlich-Islamischen Dialog in der Nordkirche und Referent im *Zentrum für Mission und Ökumene*, Sönke Lorberg-Fehring, hob hervor, dass es besonders wichtig sei, schon für Kinder und Jugendliche Orte der Begegnung und des Dialogs mit den Religionen zu schaffen. „Das ist unsere Aufgabe, zum Beispiel im Religionsunterricht oder mit Jugendgruppen in Gemeinden“, erläuterte er. „So können wir auch extremistischen Einstellungen vorbeugen, denn wir wissen heute, dass besonders die Jugendlichen von extremistischen Predigern angezogen werden, die keine religiösen Grundlagen haben und nie gelernt haben, dass Christen und Muslime in Frieden miteinander leben können“, sagte auch Imam Mounib Doukali aus Hamburg-Harburg, der Mitglied im Rat der Islamischen Gemeinden, der Schura Hamburg, ist.

Der Bildung kommt nach Ansicht der Religionsvertreter eine besondere Bedeutung zu: „Viele Probleme haben erst begonnen, als unsere Theologen zum Studium ins Ausland gingen oder ausländische Prediger in unser Land kamen“, erläutert Sheik Soraga. Allerdings sei es problematisch, dass viele Medien politische oder soziale Konflikte als Auseinandersetzungen zwischen Religionsgemeinschaften darstellen würden: „Ich bin manchmal schockiert über Berichte aus unserem Land. Manches, was ich selbst erlebt habe und wo ich vermittelt habe, wird in Zeitungen ganz anders dargestellt“, kritisiert Bischof Malasusa. Deswegen sei es so wichtig, schon in den Schulen gemeinsame Werte für das Zusammenleben der unterschiedlichen Religionen zu vermitteln.

Die tansanische Hafenstadt Dar es Salaam ist Hamburgs erste und bislang einzige Partnerstadt auf dem afrikanischen Kontinent. Die Nordkirche unterhält seit 1971 historisch gewachsene Beziehungen zur Evangelisch-Lutherischen Kirche Tansanias, die vom *Zentrum für Mission und Ökumene* koordiniert und gepflegt werden. Allein in Hamburg gibt es mehr als 50 kirchliche und Eine-Welt-Gruppen, die seit vielen Jahren Kontakte zu Gemeinden in dem ostafrikanischen Land pflegen. Deutschland und das ostafrikanische Tansania verbindet seit Jahrhunderten eine besondere, auch konfliktreiche, Beziehung. Das damalige Deutsch-Ostafrika gehörte von 1885 bis 1919 zum deutschen Kolonialreich. Bereits 1911 sind die ersten Missionare der Breklumer Mission, aus der das *Zentrum für Mission und Ökumene* in der Nordkirche hervorgegangen ist, nach Ostafrika ausgereist und haben dort Schulen und Diakoniestationen gegründet.

Die ELCT hat rund 6,3 Millionen Mitglieder und ist die zweitgrößte lutherische Kirche der Welt. In Tansania haben die Anhänger der verschiedenen Religionen bisher ohne große Konflikte in friedlicher Koexistenz zusammengelebt. Dass das so bleibt, dafür engagieren sich Religionsvertreter wie Bischof Malasusa oder Sheik Soraga.

*Von links nach rechts: Bischof Dr. Alex Malasusa, Imam Mounib Doukali, Sheik Fadhil Suleiman Soraga, Pastor Dr. Sönke Lorberg-Fehring.*

*Fotos: T. Schlottmann (1), J. Ostermann-Ohno (1), M. Haasler (1)*



# Nachrichten

## Konfirmandenaktion 2020

Die Situation von Kinder und Jugendlichen im indischen Bundesstaat Odisha steht im Mittelpunkt der diesjährigen Konfirmanden-Aktion Nordkirche weltweit. Ihr Motto: „Bildung schafft Zukunft“ Die kirchliche Schularbeit in Odisha legt dabei einen besonderen Fokus auf die Förderung von Mädchen. Denn allzu oft werden ihnen aufgrund familiärer und gesellschaftlicher Vorbehalte eine gute Schuldbildung und damit auch Zukunftschancen vorenthalten. Dazu tragen tiefverwurzelte Traditionen, problematische Mitgiftregeln und eine ethisch bedenkliche Geburtenkontrolle bei, die für eine fundamentale Benachteiligung von Mädchen sorgen. Ein Baustein zur Veränderung ist ein verbessertes Bildungsangebot für Mädchen. Die Jeyporekirche in Odisha, in einer der ärmsten Regionen Indiens, betreut in Schulen und Wohnheimen über 3.500 Kinder. Einge der Wohnheime wurden mit Hilfe von Spenden ausgebaut, aber auch die tägliche Versorgung muss gesichert werden. Mit Spenden ermöglicht das *Zentrum für Mission und Ökumene* unter anderem die Finanzierung der täglichen Mahlzeiten oder die Bereitstellung von Schulmaterialien.

**Info:** www.nordkirche-weltweit.de. Das Material kann bestellt werden unter: Tel. 040 88181-0 oder info@nordkirche.de

## Judika 2020

Unter dem Motto „Auf dem Weg – Gerechtigkeit und Welthandel“ lädt die Nordkirche alle Gemeinden am **Sonntag Judika**, dem **29. März**, zu einem Themengottesdienst ein. Dazu wurde auch in diesem Jahr vom *Zentrum für Mission und Ökumene* ein umfangreiches Materialheft herausgegeben, das mit Reflektionen, Gebeten, Gottesdienstbausteinen, Andachten und Liedern Anregungen für den Gottesdienst, die Jugendarbeit, Gemeindegruppen oder Einzelgespräche bietet. Das Heft vermittelt Kenntnisse über die Zusammenhänge des Welthandels, zeigt auf, wo Veränderungen notwendig sind und regt an, was wir aktiv tun können. **Materialien erhältlich unter:** judika@nordkirche-weltweit.de, Download unter: www.sonntag-judika.de

## Frühjahrskonvent

Die Frühjahrstagung des Missionskonventes wird sich thematisch mit Papua-Neuguinea befassen.
Die Tagung am **21. März** von **9:30 bis 16:30 Uhr** steht unter dem Motto: „Papua-Neuguinea – gewaltig schön“ und findet im Kirchlichen Zentrum in Elmshorn statt. Der Wandel von der traditionellen Lebensweise zur Moderne birgt nicht nur Chancen, sondern entwurzelt viele Menschen, vor allem in den Städten. Hinzu kommt, dass vielen jungen Menschen eine gute Ausbildung und damit auch eine Lebensperspektive fehlt. Das ist eine Herausforderung nicht zuletzt auch für die Partnerkirchen. Nach einem Vortrag über die Geschichte und aktuelle Situation des Landes, geht es in Arbeitsgruppen um die Frage nach dem kolonialen Erbe sowie den aktuellen Run auf die Rohstoffe, um die Themen Gewalt und Gesellschaft; um Kunst, Musik und Spiritualität sowie um die aktuelle Situation der dortigen evangelischen Kirche (ELCPNG) und die Partnerschaftsbeziehungen zu dem Land. **Anmeldung bis zum 10. März,** Elke Harten, e.harten@nordkirche-weltweit.de, Tel. 040 881 81-233
**Ort:** Kirchliches Zentrum Elmshorn, Kirchenstraße 1, 25335 Elmshorn, www.nordkirche-weltweit.de

## Romerotage 2020

Die diesjährigen Romerotage vom **16. März bis 18. April** stehen unter dem Motto „Wir schweigen nicht“. Zum Auftakt lädt das *Zentrum für Mission und Ökumene* zu einem Ökumenischen Gottesdienst „...schweiget nicht“ am **Sonntag**, den **22. März** ein. Gestaltet wird dieser Gottesdienst am 40. Todestag des Befreiungstheologen Oskar Romero unter anderem von Bischof Antonio Ablon aus den Philippinen, wo Romero bis heute ein großes Ansehen genießt. In Gedenken an den Erzbischof aus El Salvador, der aufgrund seines Einsatzes für sozia-

le Gerechtigkeit und politische Reformen von der Militärjunta ermordet wurde, informieren die Tage mit Lesungen, Vorträgen samt Diskussion sowie Musik und Filmveranstaltungen über die heutige Situation der Menschen in Lateinamerika und die aktuellen Herausforderungen. Dabei geht es u.a. auch um die Rolle der Kirchen. Zu den Mitveranstaltenden und Förderern der Veranstaltungsreihe gehört u.a. das *Zentrum für Mission und Ökumene*.
**Info:** www.romerotage.de

### Kreuzweg 2020

Der Kreuzweg am **Karfreitag**, den **10. April** steht in diesem Jahr unter dem Motto „Es ist genug!“ (Markus 14,41). Mit diesem Kreuzweg geht es durch die Hamburger Innenstadt. An verschiedenen Stationen hält die Demonstration, um auf die Ausgrenzung von Geflüchteten und Migrant*innen hinzuweisen. Der Kreuzweg thematisiert u.a. die verweigerte Aufnahme von Jugendlichen aus den Elendslagern in Griechenland, die Probleme für Geflüchtete in der zentralen Erstaufnahme Hamburgs oder der Ausbau der Abschiebehaft in Norddeutschland. Der Kreuzweg wird mitorganisiert vom *Zentrum für Mission und Ökumene*, Brot & Rosen, Diakonische Basisgemeinschaft, AG Kirchliche Flüchtlingsarbeit Hamburg, Flüchtlingsbeauftragte der Nordkirche, Katholische Flüchtlingsseelsorge / Caritas, Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen Hamburg, Mennonitengemeinde zu Hamburg und Altona, Ökumenisches Forum HafenCity.
**Beginn:** Mahnmal Sankt Nikolai, **12:30 Uhr**. **Abschluss:** Anglikanische Kirche, Englische Planke 1, **15:00 Uhr.**
**Weitere Infos:** Dietrich Gerstner. d.gerstner@nordkirche-weltweit.de, Tel. 040 88181-332

*Kreuzwegstart 2020 am Mahnmal St. Nikolai*

### Friedenspotenzial ökumenischer Beziehungen

Am **Samstag, 18.04**. findet von **13.30-16.30 Uhr** ein Studientag zum „Friedenspotenzial ökumenischer Beziehungen“ im Rahmen des Friedensprozesses der Nordkirche im Anschluss an die Landessynode im Hotel Maritim/Travemünde statt. Bürgerkrieg, soziale und religiöse Konflikte: Unfrieden ist in ökumenischen Partnerschaften nur schwer anzusprechen. Welche Erwartungen gibt es an die Kirche? Wie können wir Kirche des Friedens sein? Wie politisch ist die Partnerschaftsökumene in Zukunft? Teilnehmende sind u.a. Kristina Kühnbaum-Schmidt, Landesbischöfin; Jeannot Letamba, Botschafter der DR Kongo; Ruprecht Polenz, langjähriger Vorsitzender des Auswärtigen Ausschusses im Bundestag; Helena Funk, Studentin sowie Dr. Christian Wollmann, Direktor des *Zentrums für Mission und Ökumene*. Die Leitung haben Nora Steen, Matthias Tolsdorf und Friedemann Magaard. Veranstaltet wird der Tag vom: Christian Jensen Kolleg, *Zentrum für Mission und Ökumene* in Zusammenarbeit mit dem Synodalausschuss und der Kanzlei der Landesbischöfin. Eingeladen sind alle Mitglieder der Landessynode, Mitarbeitende der Ökumenischen Arbeitsstellen, die Partnerschaftsgruppen und Interessierte, die Lust haben, die Partnerschaftsarbeit zu politisieren.
**Anmeldungen:** info@christianjensenkolleg.de

### Deutsch-Indische Partnerkirchenkonsultation 2020

Vom 15. bis zum 27. April findet auf Einladung des *Zentrums für Mission und Ökumene* eine Deutsch-Indische Partnerschaftskonsultation statt. Dazu werden 12 Delegierte aus der indischen Partnerkirche in Odisha erwartet, darunter Bischof Asish Kumar Pal sowie Vertreter*innen aus verschiedenen Arbeitsbereichen der Kirche. Nach einem Orientierungsprogramm stehen u.a. der Besuch verschiedener Gemeinden und Gottesdienstbesuche auf dem Programm, außerdem werden die Delegierten in einzelnen Arbeitsfeldern der Nordkirche, wie dem Jugendpfarramt oder Frauenwerk, zu Gast sein. Auf einer anschließenden Klausurtagung in Breklum, u.a. mit Landesbischöfin Kühnbaum-Schmidt, gibt es die Möglichkeit zum Austausch über Herausforderungen und Perspektiven der zukünftigen Partnerschaftsbeziehung.

### Netzwerk Kirche inklusiv

Zum Netzwerk „Kirche inklusiv“ gehören heute 150 Einrichtungen und Einzelpersonen der Nordkirche. Es wurde 2012 mit der Idee gegründet haupt- oder ehrenamtliche Mitarbeitende aus Kirche und Diakonie zusammenzubringen, die an dem Thema Inklusion arbeiten. Das Netzwerk will dazu beitragen, ein wachsendes Bewusstsein für Unterschiede, Verschiedenheit und Vielfalt auszubilden. Es will Barrieren abbauen, Zugänge für alle schaffen und im Alltag eine Kultur der Teilhabe und Teilgabe aller in wertschätzendem Miteinander gestalten. Alle zwei Jahre vergibt das

Fotos: G. Schmidtke (1), J. Stoffregen (1), www.adpic.de (1)

Netzwerk Kirche inklusiv den Inklusionspreis der Nordkirche an Einrichtungen, die sich im besonderen Maße um Inklusion bemühen. Im letzten Jahr ging der mit 3.500 Euro dotierte 1. Preis an die Malwerkstatt der Gemeinde Tribsees im Kirchenkreis Pommern. In der Gemeinde wurde ein alter „Schlecker“-Laden zur öffentlichen Kreativwerkstatt. Das dortige „kreative Miteinander von Jung und Alt, Menschen mit und ohne Behinderung und mit und ohne Migrationshintergrund“ habe die Jury überzeugt, so Diakon Jörg Stoffregen, der das ‚Netzwerk Kirche inklusiv‘ koordiniert.
**Info und Kontakt:** Netzwerk Kirche inklusiv, Königstraße 54, 22767 Hamburg, joerg.stoffregen@seelsorge.nordkirche.de, www.netzwerk-kirche-inklusiv.de

### EKD-Schrift zur Inklusion

Zum Thema Inklusion hat der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) 2014 eine Orientierungshilfe herausgegeben. Sie steht unter dem Motto „Es ist normal verschieden zu sein. Inklusion leben in Kirche und Gesellschaft“. Diese Schrift befasst sich u.a. mit gesellschaftlichen und theologischen Aspekten zum Thema und mit den Fragen, welche Bedeutung Inklusion in der heutigen Gesellschaft hat und worin die Chance für Kirche und Gemeinde liegen kann. In dem Zusammenhang wurde besonders das Netzwerk der Nordkirche „Kirche inklusiv“ (s.o.) hervorgehoben. Das Buch kann bei der EKD bestellt werden.

### Ökumenischer Kirchentag in Pasewalk

Am **6. Juni 2020** findet in Pasewalk der 4. Ökumenische Kirchentag Vorpommern statt. Unter der Überschrift „Vor dir eine Tür“ gibt es ein vielfältiges Programm für alle Generationen mit Gästen aus verschiedenen Ländern und Religionen. Im Mittelpunkt der Angebote steht der Vers: „Ich habe vor dir eine Tür aufgetan, und niemand kann sie schließen.“ (Offb. 3,8). Anliegen sei es, auf dem Kirchentag ins Gespräch zu kommen „über die Türen in unserem Leben, in unserer Gesellschaft, in der Welt“, so die Veranstaltenden. Die Angebote, die an unterschiedlichen Orten innerhalb Pasewalks stattfinden bieten rund um das Thema „Tür und Tor“ Informationsveranstaltungen, Diskussionsforen, oder Bibelarbeiten. Es gibt Kabarett, ein breites musikalisches Angebot zum Mitmachen oder Hören und ein Kinderprogramm. Der Tag beginnt um 9:30 Uhr mit einem ökumenischen Gottesdienst auf dem Marktplatz und endet dort, ebenfalls mit einem Gottesdienst, um 16:00 Uhr. Träger sind das Erzbistum Berlin – Dekanat Vorpommern, der Pommersche Evangelische Kirchenkreis und die Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Mecklenburg-Vorpommern. **Info:** www.regionalzentrum-pommern.de oder www.nordkirche-weltweit.de

### Diakoniestiftung Amity hilft im Kampf gegen Corona

Die christliche Diakoniestiftung Amity, langjährige Partnerin des *Zentrums für Mission und Ökumene*, unterstützt Krankenhäuser und Kliniken in China im Kampf gegen das Corona-Virus. Neben Tonnen von gespendeten Desinfektionsmitteln und medizinischem Equipment konnte Amity bis heute etwa umgerechnet mehr als vier Millionen Euro an Spenden einwerben, so ein Mitarbeiter von Amity gegenüber dem Ostasienreferat des Zentrums. Mit den Spenden, die von Kirchen und Unternehmen kämen, können so mit Unterstützung von lokalen Partnern mehrere LKW-Ladungen von Desinfektionsmitteln und medizinischer Schutzausrüstung an betroffene Kliniken in Wuhan geliefert werden. Für ihre Arbeit und Transparenz erhält Amity in den Medien viel Lob. Das habe zu Vertrauen in der Bevölkerung und Unternehmen geführt. „Dies ermöglicht nun eine schnelle, unbürokratische Hilfe und eine Mobilisierung von Ressourcen“, so die Stiftung weiter. Zunehmend werde es allerdings schwierig, medizinische Ausrüstung zu beschaffen, auch aus dem Ausland. (s. Rückseite)

Die nächste Ausgabe
erscheint
im Juni 2020

## Unser aktuelles Projekt in China

# Bilinguale Gehörlosen-bildung in China

*Die Bergregionen in den chinesischen Provinzen Guizhou und Sichuan gehören zu den ärmsten Gebieten in China. Noch immer fristen die Bauern hier ein ärmliches Leben. Noch schwieriger wird es für Familien, in denen ein Kind gehörlos ist und besondere Förderung benötigt. Neben Unkenntnis und Scham verhindert das mangelnde Geld oft eine ihren Möglichkeiten entsprechende Ausbildung der Kinder.*

*Unterricht in Gebärdensprache*

*Hier leistet die von Christen gegründete chinesische Amity Stiftung Aufklärung und konkrete Hilfe. Dabei gilt der Grundsatz, dass für diese Kinder die Gebärdensprache ihre Muttersprache darstellt, sie aber zusätzliche Kompetenzen im Umgang mit der Sprache und Kultur der Hörenden erwerben. Der Einsatz moderner Text- und Datenverarbeitung erschließt den Betroffenen zusätzliche Kommunikationswelten.*
*Mehr als hundert Kinder werden derzeit bilingual in Sonderschulen unterrichtet, die von Amity unterstützt werden. Auch Erziehungsberechtigte wie Eltern oder Großeltern erhalten Schulungen im Umgang mit ihren gehörlosen Kindern. Ohne die Hilfe durch Spenderinnen und Spender wäre es den betroffenen Familien unmöglich, das Schulgeld aufzubringen. Wir bitten um Spenden für das Amity-Projekt zu Gunsten gehörloser Kinder in China. Mit Ihrer Hilfe werden diese Kinder in Schule und Familie gezielt gefördert und können zu allgemein akzeptierten Mitgliedern der Gesellschaft heranwachsen.*

**Spendenkonto des Zentrums für Mission und Ökumene:**
IBAN: DE77 5206 0410 0000 111 333
BIC: GENODEF1EK1, Evangelische Bank,
**Projekt 5520 Gehörlose in China**

*Foto: U. Plautz (1), Titel: www.adpic.de (1)*

***Amity-Hilfe: Corona-Virus:***
*Die Amity Stiftung unterstützt aktuell den Kampf gegen das Corona-Virus in China durch medizinische Hilfslieferungen. Für diese Arbeit sammeln wir Spenden unter dem Stichwort* ***Corona-Virus Projekt 5523.***